Die altenglische „Ruine"

Textkritisch und literarhistorisch untersucht

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

einer Hohen Philosophischen Fakultät

der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Julius Nenninger

aus Keswick (England)

Limburg a. d. Lahn

Druck der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H.

1938

Die altenglische „Ruine"

Textkritisch und literarhistorisch untersucht

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

einer Hohen Philosophischen Fakultät

der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Julius Nenninger

aus Keswick (England)

Limburg a. d. Lahn

Druck der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H.

1938

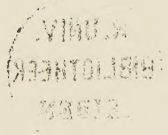
Referent: Professor Dr. H. Glunz

Korreferent: Professor Dr. J. Schwietering

Tag der mündlichen Prüfung: 19. Februar 1936

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.



Inhaltsübersicht

Vorwort 1

I. Zur Geschichte der Forschung 3

II. Der Gegenstand der Dichtung 4

III. Textkritik und Interpretation 7

IV. Literarhistorische Analyse der Dichtung 28

1. Inhaltsübersicht 28

2. Die Möglichkeit einer Quelle der Dichtung . . . 28

3. Zur Charakteristik der Dichtung 34

4. Zu Stil und Wortschatz 41

5. Zur Datierung 46

Literaturverzeichnis 53

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546424_0045

Vorwort

In der vorliegenden Arbeit kam es darauf an, das altenglische Gedicht von der „Ruine" textkritisch zu interpretieren und nach Form und Gehalt zu analysieren, um es an den Platz in der altenglischen Literatur zu weisen, der ihm zukommt.

Bei der textkritischen Arbeit bin ich bemüht gewesen, aus etwa vorhandenen Variationen in der Auffassung einer Textstelle mich jeweils für diejenige zu entscheiden, die am sichersten fundiert schien und die, ohne der Überlieferung Gewalt anzutun oder sich von ihr zu entfernen, dem Zusammenhang gerecht wird. In den wenigen Fällen, da ich eine eigene Konjektur gewagt habe, habe ich dankbar Hilfe geholt, wo ich sie fand, damit die schon vorhandenen Meinungen nicht noch durch eine vermehrt würden, die nicht wenigstens einer ernsthaften Kritik wert wäre. Aus diesem Grund habe ich auch im Fall von Vers 30 b bis 32 a einer Ausführlichkeit Raum gegeben, die im Rahmen der gesamten textkritischen Interpretation unverhältnismäßig groß erscheinen mag.

Bei der literarhistorischen Analyse bin ich mir bewußt gewesen, daß manche Wertungen und Urteile subjektiv erscheinen mögen. Dies wird aber bei jeder Untersuchung ähnlicher Art der Fall sein und hier ganz besonders, da das Bruchstück infolge einer mangelhaften Überlieferung die Interpretation sehr erschwert.

Ich hoffe jedoch, daß durch diese Arbeit, die auf den Untersuchungen ihrer Vorgänger fußt, das, was wir über die „Ruine" sagen können, so herausgestellt und geordnet ist, daß das Wissen um die altenglische Literatur wenigstens um ein Geringes gefördert erscheinen mag.

Das in der Geschichte der ae. Literatur unter dem Namen „RUINE" bekannte Fragment ist uns auf Blatt 124 a bis 124 b des Exeterbuches überliefert[1].

[1] Mackies Zählung, Wülcker Grdr. gibt fälschlich 123 b—124 b.

Die Hs., die aus dem späten 10. oder 11. Jh. stammt, wurde der Bibliothek der Kathedrale von Exeter von dem Bischof Leofric, der von 1050—1072 der Diözese vorstand, gestiftet. Sie befindet sich heute noch dort.

Die „Ruine" wurde zuerst im Jahre 1826 in J. J. Conybeares Illustrations of Anglo-Saxon Poetry gedruckt, in den folgenden Jahren dann von Benjamin Thorpe (1842, erste Ausgabe des Codex Exoniensis) von Klipstein, Ettmüller, Grein, Leo und Earle [2]. Diese Ausgaben sind heute lediglich von historischem Interesse. Neuere Editionen sind in Grein-Wülcker, Bibl. d. ags. Poesie, 1885, in Kluges ags. Lesebuch, Ernst Sieper: die Ae. Elegie, Straßburg 1915, Schückings Ags. Lesebuch, Cöthen 1919 und Kershaws Anglo-Saxon and Norse Poems, Cambridge 1922.

In allerjüngster Zeit liegt in dem von W. S. Mackie besorgten Zweiten Teil von Israel Gollanczs Ausgabe des Exeter Buchs für die E. E. T. S., erschienen London 1934, ein neuer, abermals mit der Hs. verglichener Text vor, der jedoch für die Ruine wenig Neues ergibt. Diese Ausgabe liegt der vorliegenden Arbeit zugrunde.

[2] Vgl. Bibliographie.

I. Zur Geschichte der Forschung

Eine eingehende Forschung zur „Ruine", auch innerhalb des Komplexes altenglischer Lyrik, gibt es nicht. Die in den Literaturgeschichten und Ausgaben verstreut vorhandenen Bemerkungen sind nicht viel mehr als gelegentliche Erwähnungen oft flüchtiger Art. Eine Spezialuntersuchung aus neuerer Zeit liegt nicht vor, wie überhaupt auf dem Gebiet der außerepischen altenglischen Dichtung, trotz den Forschungen von Sieper, Imelmann, Pons und einigen anderen, empfindlicher Mangel an Arbeiten herrscht, in denen die Methoden moderner Literaturgeschichte und exakter Philologie in gleichem Maße zur Anwendung kämen.

Im übrigen ist, wie ein Blick in die verschiedenen Jahrgänge des „Year's Work in English Studies" zeigt, die Beowulfforschung noch so sehr Zentrum des Interesses, daß für die anderen Gebiete altenglischer Dichtung nicht sehr viel Zeit und Kraft übrig bleibt.

So haben wir an Spezialpublikationen über die „Ruine" seit 1885 nur zwei kurze Zeitschriftenaufsätze [3], von denen einer eine philologische Einzelheit behandelt, während der andere eine Frage aufwirft, die in diesem Zusammenhang überhaupt nicht ernst zu nehmen ist.

Die gelegentlichen Äußerungen in Literaturgeschichten und Textausgaben geben jedoch mancherlei Anregungen und Winke, die weiterweisen und zu neuen Ergebnissen führen können.

[3] Hicketier in Anglia XI: Klage der Frau, Botschaft des Gemahls und Ruine. — J. H. Kirkland: American Journal of Philology, VII. 1876, A Passage in the Anglo-Saxon Poem „The Ruin" critically discussed.

II. Gegenstand der Dichtung

An dieser Stelle der Arbeit soll vorwegnehmend eine Frage erörtert werden, die mit der Geschichte der Forschung in engem Zusammenhang steht und deren vorherige Klärung für das Verständnis der Dichtung notwendig ist.

Schon sehr früh beschäftigten sich die Editoren mit der Frage, ob es sich in der „Ruine" um die Beschreibung der Trümmer einer Burg oder einer Stadt handle. Die Meinungen gingen dabei auseinander; Ettmüller, Grein und Sweet sahen in dem Gegenstand der Dichtung eine verfallene Burg, Grein sogar die väterliche Burg Cynewulfs, der somit auch zum Dichter der Ruine gestempelt wurde.

Thorpe [4], der zum ersten Male den Codex Exoniensis veröffentlichte, umging in seiner Übersetzung die Entscheidung dadurch, daß er das altenglische ‚burg' mit ‚burgh' wiedergab.

Nachdem aber schon Conybeare das Gedicht als die Beschreibung der Trümmer einer Stadt bezeichnet hatte, ging 1865 H. Leo [5] noch weiter und präzisierte diese Ansicht. Er erklärte, die hier geschilderten Ruinen seien die der alten römischen Stadt Aquae Sulis, die die Angelsachsen Acamanna Ceaster, Hate Baþu oder Baþu nannten und die heute Bath heißt. Leo stützte seine Ansicht auf die Tatsache, daß in dem Gedicht von heißen Quellen, von ausgedehnten, prächtigen Badeanlagen und von Befestigungen die Rede ist. Ferner schließt er aus einer Stelle der angelsächsischen Annalen, in der es heißt, daß Bath nebst zwei anderen Orten von Angelsachsen nach der Schlacht bei Dyrham den Briten entrissen worden sei, auf eine Zerstörung der alten Römerstadt. Der Eintrag der Annalen für das Jahr 577 lautet: „Her Cuþine and Ceawlin fuhton wiþ Brettas and hie 3 kyningas ofslogon, Coinmail, and Condidan, and Farinmali, in þære stowe, þe is gecweden Deorham — And genamon 3

[4] Benj. Thorpe, Codex Exoniensis 1842.

[5] Henr. Leo, Carmen Anglosaxonicum quod vulgo inscribitur Ruinae, Halle 1865.

ceastro Gleawanceaster, and Cirenceaster, and bapan Ceaster [6]."

Aus dieser Stelle geht, wie Wülcker [7] schon bemerkte, eine Zerstörung nicht hervor, obwohl sie im Bereich der Möglichkeiten liegen mochte. Leos Ansicht fand Unterstützung durch J. Earle, der, ohne dessen Abhandlung zu kennen, zu ähnlichen Ergebnissen kam. Seine Ausführungen, wie Wülcker sie im Grundriß abdruckt, seien hier wiedergegeben: „... It is the description of a real city, which was present to the eye or very fresh in the memory of the poet, who composed this unique little poem. Whether that city was or was not the old Roman city of (Bath) Akmanchester is a question which I shall not pretend to decide. I shall only, in the character of an advocate for a favourite fancy, invite your attention to the best arguments that I can produce for its probability ... Now the feature of this poem which provokes the thought of identification with Akmanchester, is the mention, twice repeated, of baths in the plainest terms, and a third time, more obscurely; not only this conspicuous mention of baths, but the description of a stream of hot water of large volume, such as to present to the eye a fine display of water-baths roundabout — hot without artificial heat, a convenience to be wondered at! This natural feature in a stone-built city and in ruins! Now where is there a place which can match this description, unless it be the place in which we are at this moment assembled? ... A stone-built military city in ruins, and with a magnificent spring of hot water. My knowledge does not offer any response to this except Akmanchester [8]."

Daß Bath nach der Römerzeit verlassen war, wird durch die Ausgrabungen bewiesen. Die Reste der römischen Bauten lagen unter einer tiefen Schicht moorigen Bodens mit allerlei pflanzlichen und tierischen Ablagerungen. Nach diesen Erwägungen, denen sich bei Betrachtung des Textes in seinen Einzelheiten andere hinzugesellen, scheint kein Grund gegeben, der Annahme Leos und Earles nicht beizupflichten. So finden wir bei späteren Forschern, soweit sie sich mit dieser Frage befassen, keine Bedenken gegen die Meinung, daß Bath Gegenstand der Dichtung ist. Sieper [9]

[6] Earle-Plummer, Two of the Saxon Chronicles, Oxford 1892.
[7] Grundriß d. ags. Lit. 212, Anm. 5.
[8] Wülcker, Grundriß, S. 213 f.
[9] a. a. O., S. 231.

sagt sogar: „Manche Stellen des Gedichtes werden überhaupt erst verständlich, wenn wir sie im Lichte der durch die Ausgrabungen festgestellten Tatsachen betrachten."

Daß es sich bei der Dichtung nicht um eine Burg handeln kann, hat schon Alois Brandl [10] gesagt: „Burgen in unserem Sinne bekam England erst seit dem 11. Jahrhundert. Die Angelsachsen bauten nur Befestigungen aus Erdwällen, und solche sind hier nicht gemeint." Dies wird bestätigt durch die Forschungen von Karl Schuchardt zum angelsächsischen Burgbau vor der normannischen Eroberung in seinem umfassenden Werk „Die Burg im Wandel der Weltgeschichte", Potsdam 1931. Schuchardt stellt fest, daß Erdwälle und Holzpalisaden oder Hecken vor dem 11. Jahrhundert die Regel waren. Befestigte Steinburgen kennt England erst im Zeitalter des Feudalismus [11].

[10] P. Grdr. 978.
[11] S. 160 ff.

III. Textkritik und Interpretation

Die Dichtung ist in klarer, deutlicher Schrift geschrieben, so daß von dieser Seite dem Verständnis keine Schwierigkeit begegnet. Die letzten Blätter der Handschrift sind durch Brandschaden weitgehend zerstört, der die Lücken im Text von „Ruine" und „Botschaft" erklärt. Dieser Umstand berechtigt jedoch nicht zu dem Schluß, den manche Forscher gezogen haben, daß der größere Teil der Dichtung verloren sei. So halte ich es für irrig, wenn J. H. Kirkland schreibt: „... The remnant that is left makes us regret beyond measure that the greater part has been lost, and that even in the extant portion some passages are wholly corrupt through missing words [12]."

Ganz abwegig scheint mir die Bemerkung Hicketiers [13]: „Übrigens ist es augenscheinlich, daß dieses Gedicht, auch abgesehen von den Lücken, in der Überlieferung größere Schäden erlitten hat." Zu solchen Annahmen sollte man nicht leicht seine Zuflucht nehmen, da die Gefahr dann nahe liegt, daß man das, was man nicht gleich versteht, voreilig ändert. Bei der „Ruine" scheint mir aber zu Emendationen größerer Art wenig Anlaß gegeben. Der Text Makkies (Exeter Book, Part II, E. E. T. S. 1934, pp. 198) wird der folgenden Textkritischen Interpretation zu Grunde gelegt.

Text nach Mackie.

Wrætlic is þ [æ] s wealstan wyrde gebræcon
burgstede burston brosnaþ enta geweorc
hrofas sind gehrorene hreorge torras
hrungeat ++++++ berofen hrim on lime
scearde scurbeorge scorene gedrorene
ældo undereotone eorþgrap hafaþ
waldendwyrhtan forweorene geleorene

[12] American Journal of Philology, 1886, Bd. 7, pp. 367—69. A passage in the Anglo-Saxon poem ‚The Ruin' critically discussed.

[13] Anglia XI, S. 363 ff.: Klage der Frau, Botschaft des Gemahls und Ruine.

heard gripe hrusan oþ hund cnea
werþeoda gewitan oft þæs wag gebad
ræghar ond readfah rice æfter oþrum
ofstonden under stormum steap geap gedreas
wonaþ giet s[e wealstan wæp] num geheawen
felon ....
grimme gegrund[en] ....
.... r: scan heo ....
....g orþonc ærsceaft ....
....g: lamrindum beag
mod mo .... myne swiftne gebrægd
hwætred in hringas hygerof gebond
weallwalan wirum wundrum togædre
beorht wæron burgræced burnsele monige
heah horngestreon heresweg micel
meodoheall monig: *.mon.* dreama full
oþþæt þæt onwende wyrd seo swiþe.
crungon walo wide cwoman woldagas
swylt eall fornom secgrof wera
wurdon hyra wigsteal westenstaþolas
brosnade burgsteall betend crungon
hergas to hrusan forþon þas hofu dreorgiaþ
ond þas teaforgeapa tigelum sceadeþ
hrostbeages [h]rof [14] hryre wong gecrong
gebrocen to beorgum þær iu beorn monig
glædmod and goldbeorht gleoma gefrætwed
wlonc and wingal wighyrstum scan
seah on sinc on sylfor on searogimmas
on ead on æht on eorcanstan
on þas beorhtan burg bradan rices
stanhofu stodan stream hate wearp
widan wylme weal eall befeng
beorhtan bosme þær þa baþu wæron
hat on hreþre þæt wæs hyþelic
leton þonne geotan ....
ofer harne stan hate streamas
un ....
[o]þþæt hringmere hate ....
.... þær þa baþu wæron
þonne is ....
....a re þaet is cynelic þing
hu se .... burg....

[14] Mackie ohne ‚h'.

Bemerkungen zur Interpretation.

1 b) wyrde gebræcon. Wyrd: Die Bedeutung von Wyrd in den ae. Dichtungen, die, wenigstens in der überlieferten Form, alle aus der Zeit nach der Christianisierung stammen, ist im Einzelfall nicht immer leicht zu bestimmen. Insbesondere ist es schwer zu sagen, ob das Wort lediglich formelhaft von den christlichen Dichtern gebraucht wird, oder ob ein Rest heidnischen Glaubens darin zu suchen ist. Klaeber (Christliche Elemente im Beowulf IV, Anglia XXXVI, S. 172) sagt: „Aus dem mehr formelhaften Gebrauch erklärt sich die Verwendung in geistlichen Gedichten wie Gu. 1030." Er bemerkt aber (S. 171), daß Wyrd „fast ausnahmslos als eine verderbliche, ja todbringende Macht vorgeführt wird" und verweist auf Ehrismanns Aufsatz [15]. Ehrismann führt S. 235—37 aus: „Die Wyrd ist das heidnische Fatum. Es ist das verderbliche, unheilvolle, feindliche Geschick, das geheimnisvoll, unbarmherzig und unerbittlich über dem Menschen waltet ... In den religiösen Gedichten wird wyrd auch einige Male mit Gott in Beziehung gebracht, und dann ist ausdrücklich die Macht Gottes als die stärkere hervorgehoben ... Gott und wyrd sind also ethische Gegensätze, was von Übel den Menschen trifft, ist Fügung der Wyrd, von Gott kommt alles Gute und nur Gutes. Zwei Weltmächte bestimmen in diesem Gedicht das Leben. Ein blindes, ein unberechenbares und unerbittliches, dem Menschen fremd und kalt gegenüberstehendes fast wesenloses Wesen und ein gerechter, barmherziger, nur Gutes bringender Vater; dort herrscht ein heidnischer pessimistischer Fatalismus, hier der idealistische, teleologische Optimismus des Christentums."

Die Ausführungen Ehrismanns wurden hier mit solcher Ausführlichkeit gegeben, um den Begriff Wyrd möglichst klar bestimmt zu haben, ehe über seine Bedeutung in dem vorliegenden Zusammenhang ausgesagt wird. Jente (*Myth. Ausdr.* S. 201) möchte Wyrd V. 25 als „Schicksal personifiziert, wohl mit Anklängen an den heidnischen Glauben von den Schicksalsschwestern, die über das Schicksal walteten", verstehen. Diese Auffassung bedeutet gegenüber der Ehrismannschen Theorie eine Abschwächung des starren Schicksalsbegriffes, wenn sie auch noch auf derselben Linie liegt.

[15] Religionsgeschichtl. Studien zum germ. Frühchristentum, PBB XXXV.

Alfred Wolff (Die Bezeichnungen für Schicksal in der ags. Dichtersprache, Breslau 1919) wendet sich sehr scharf gegen Ehrismanns Auffassung von Wyrd und stellt fest, daß Wyrd fast durchweg in irgendeiner abgeblaßten Bedeutung auftritt. „Die Ergebnisse der neueren Forschung verwischen also immer mehr den verschiedenen Gebrauch des Wyrd in heidnischer oder christlicher Dichtung und lassen die Bedeutung von Wyrd als personifiziertes Fatum überhaupt recht zweifelhaft erscheinen[16].“ Nach einer eingehenden Untersuchung aller Stellen kommt Wolff (S. 48) zu dem Ergebnis, daß Wyrd nirgends in der ags. Poesie die Bedeutungen Fatum, Schicksals- oder Todesgöttin bewahrt hat. Es wird vielmehr gebraucht als ‚Ereignis‘, ‚Schicksal‘ (verblaßt), ‚Lauf der Dinge‘ oder ‚Tod‘.

Die drei letztgenannten Wiedergaben ließen sich alle auf die Stelle in V. 25 ‚wyrd seo swiþe‘ anwenden. Wolff möchte wyrd hier als ‚Tod‘ auffassen, was in V. 2 des pluralen Gebrauchs wegen kaum möglich ist. Hier wäre ‚wyrde gebraecon‘ am besten wiederzugeben: die Geschicke brachen es.

Wyrd scheint also in der „Ruine“ ganz neutral gebraucht zu sein, als formelhafte Wendung zur Bezeichnung von Geschehnissen, deren Gestaltung oder Abwendung nicht in der Macht des Menschen liegt. Denkbar wäre es allerdings, daß ein Nachhall alten Schicksalsglaubens hier mitklingt, keinesfalls aber in der vollen Stärke. Dann hätte der Dichter wohl dieser stärksten Macht der germanischen Welt mehr Raum gegönnt. Aus dem anläßlich der Textkritik und Interpretation Gesagten ergibt sich, daß man aus dem Vorkommen von wyrd keinen Schluß auf heidnischen Charakter der Dichtung ziehen darf, ebenso wenig wie man sie als spezifisch christlich bezeichnen darf.

wyrd: Geschick

die Geschicke brachen es.

4a) hrungeat.

Hs.: *hrim geat torras berofen.* Die Lesart ‚hrim‘ der Hs. ist wohl als Irrtum des Kopisten zu erklären, der das ‚hrim‘ der folgenden Halbzeile vorweggenommen hat. Thorpe las hrimge mit Fragezeichen. Gr.-W. liest Hrungeat (= hrung-

[16] p. 5.

geat : Balkentor) torras im Anschluß an Grein, der auch hrungeat torras berofen vorschlug. Schücking druckt mit Kluge hringeat, das er mit Ringtor übersetzt.

Die Wiederholung von torras ist als Kopistenirrtum anzusehen. Dafür spricht das schwerfällige Kompositum ‚hrung-geat torras', besonders aber das Part. perf., das im Gegensatz zu gehrorene in 3a und scorene, gedrorene in 5b die Flexion des Singulars aufweist.

das Balkentor.

5 a) sceardе scurbeorge.

sceard : adj. B.-T. : having gaps or rifts.

Die Lücken konnten entweder durch Zerstörung entstanden sein, oder regelrechte Schießscharten gebildet haben. Die Außenmauer hatte wohl nach Art der römischen Befestigungen Zinnen, die der Dichter mit dem Wort ‚sceard', deutsch Scharte bezeichnen konnte.

scurbeorg : B.-T. ‚shelter against storms'. Die wörtliche Übersetzung ‚Schauerschutz' läßt mehr als eine Deutung zu. Gr.-K. übersetzt ‚Wetterdach', Kluge ‚Mauer?', ebenso Kershaw ‚walls'. Schücking gibt ‚Wetterdach, d. h. Wohnung'.

Zu scur gibt B.-T. :

I. shower, storm of rain, hail, snow, etc.
Ia. metaph. a shower of missiles : flana scuras.
Hygegar leteþ, scurum sceoteþ.
Old Saxon: skur, a missile, weapon.
Icel. skur, a shower, shower of missiles.

Danach kann scur den Sinn eines Schutzes gegen Wetterstürme haben, wie Schücking das Wort auffaßt. Es ließe sich dann wohl erweiternd daraus die Bedeutung Wohnungen entnehmen. Die übertragene Bedeutung scheint dem Sinn in noch höherem Maße gerecht zu werden. Danach wäre scurbeorg ein Schutz gegen Wurfgeschosse oder Angriffe überhaupt, so daß sich daraus die Bedeutung ‚Mauer' sehr leicht ergibt. Wenn scearde als ‚mit Zinnen versehen' aufgefaßt werden kann, so ist scurbeorg = Mauer die glücklichste Wiedergabe.

die mit Zinnen versehene Schutzmauer.

5 b) scorene gedrorene.

Die beiden Partizipien, hier als praedikative Adjektive gebraucht, haben die Pluralendung e, weisen also auf ein plurales Beziehungswort. Dem Ausweis der Grammatiken entsprechend (Sievers § 252, Wright, O. E. Gr. § 365) wird scurbeorge als nom. pl. gelesen.

6 a) ældo undereotene:

ældu ist nordh. und entspricht ws. ieldu, Alter. Zur Endung vgl. Sievers § 279.

Vom Alter unterfressen.

8 b)—9 a) op hund cnea werþeoda gewitan.

cneo : Generation. Über die Form cnea der Hs. siehe Sievers § 250,4. Da die aus metrischen Gründen naheliegende Änderung zu cneowa nicht ganz zweifellos geboten erscheint, wird die Lesart der Hs. beibehalten.

10 a) ræghar and readfah.

ræghar: Kompositum aus ræge, Reh, und har, grau: rehgrau.

readfah : rotbunt.

Die beiden Adjektiva bezeichnen wohl die Farbe der grauen Außenmauern und das Ziegelwerk auf der Innenseite. Kershaw [17] bemerkt S. 178: The walls of the great bath-house were entirely lined with red plaster made of powdered Roman brick which was afterwards polished. Much of this red plaster still remains adhering to the walls.

rehgrau und rotbunt.

11 b) steap geap gedreas.

steap : steil, hoch.

geap : B.-T. scheidet bei diesem Adjektiv zwischen zwei verschiedenen Bedeutungsgruppen, die eine mit dem Sinn ‚gekrümmt, gebogen', die andere umfaßt die Begriffe ‚weit, geräumig, ausgedehnt'. ESt. 64, S. 201 ff., hat Hoops über dieses Wort und seine Komposita gehandelt. S. 203—204 führt er Stellen auf, wo geap in der Bedeutung ‚breit' vorkommt, und weist auf die Reimformel ‚steap ond geap' hin, von der die vorliegende Stelle, die Hoops ebenfalls zitiert, eine Variation ist. Die enge Verbindung mit steap legt die

[17] Kershaw: Anglo-Saxon and Norse Poems, Cambridge 1922.

Auffassung von geap als einem räumlichen Begriff nahe. Beide zusammen stellen eine formelhafte Wendung dar zur Bezeichnung von Höhe und Breite.

hoch und breit stürzte sie.

12 ff.:

Die Zeilen 12 a) bis 18 a) einschließlich sind so fragmentarisch erhalten, daß sie jeden Versuch einer philologischen Interpretation oder ihrer Voraussetzung, einer Textherstellung, verbieten.

19 b) — 20) hygerof gebond weallwalen wirum wundrum togædre.

weallwala : B.-T. : a wall-foundation (?)

Gr.-K. : Mauerstock. Das Wort ist ein Kompositum aus ‚weall, Mauer' und ‚wala', einem Wort, dem B.-T. Suppl. die Bedeutung ‚Wurzel (?) gibt. Gr.-K. führt eine Zusammensetzung ‚wyrtwala = radix' an, ferner zitiert er ‚wyrtwalian = plantare.

Beowulf V. 1031 ist eine Stelle, an der das Wort wala, wie es scheint in ähnlichem Zusammenhang, vorkommt. Es heißt da, 1030—1031 : Ymb þæs helmes hrof beafodbeorge wirum bewunden wala utan heold . . . Chambers gibt in seinem Glossar ‚wala' wieder als ‚wale, wreath (in heraldry), a protecting rim or roll on the outside of the helmet (Skeat). Aus dieser Bedeutung des Wortes wala ist vielleicht ein Rückschluß auf seine Verwendung an der vorliegenden Stelle zulässig. Wenn wala einen drahtumwundenen Schutzkranz am Helm bedeutet, konnte der Dichter, dem das Wort in diesem Sinn zweifellos geläufig war, es auf die Stadtmauer übertragen. Wir hätten dann Mauerkranz = Außenmauer oder Mauerrand?

wirum

Der Dichter wurde vielleicht durch die Technik des römischen Mauerbaus zu dieser analogischen Ausdrucksweise veranlaßt. R. E. M. Wheeler schreibt: „Occasionally in work on a large scale, the Roman builder in Britain adopted the ancient classical custom of using cramps rather than mortar for binding his masonry." Die auffallende Verwendung von wala und wirum läßt jedenfalls einen Sinnzusammenhang vermuten, obwohl ich nicht feststellen kann, ob in der Tat die Mauern von Bath die Technik der Krampenbindung

zeigen. Aus der Verwendung von ‚wala' = ne. ‚wale, vgl. ‚gunwale', könnte man auf eine Spezifizierung des Begriffes Außenmauer schließen; wala wäre dann der obere Rand der Mauer.

kühn band er die Mauerzinnen mit Drähten wunderbar zusammen.

22 heah horngestreon, heresweg micel.

horngestreon: B.-T. ‚abundance of pinnacles' Gr.-K. ‚pinaculorum copia'. Die Bedeutung von horn als architektonischer Begriff ist nicht genau festgelegt. Öfters hat es den Sinn ‚Giebel', ‚horn-pic' in der Bedeutung ‚Zinne' ist belegt. ‚gestreon' ist von gestreonan abgeleitet und kann mit ‚Fülle' wiedergegeben werden. horngestreon wird hier mit Giebelwerk übersetzt, da das Attribut ‚heah' auf ein einheitliches Beziehungswort zu zielen scheint, was nicht möglich wäre, wenn gestreon in der Bedeutung einer Vielheit Hauptteil des Kompositums wäre.

Diese Wiedergabe schließt sich Schücking an, die anderen Herausgeber bringen ähnliche Übersetzungen.

26) swylt eall fornom secgrof wera.

secgrof : B.-T. gibt ‚a host of men (?)'. Das Wort ist von den verschiedenen Editoren verschieden aufgefaßt worden. Thorpe druckt secgrof-weras, faßte also secgrof als adj. auf, das den ersten Teil eines Kompositums bildet; secgrof hätte demnach etwa die Bedeutung von ‚hyge-rof': tapfer. Ettmüller emendierte zu secg-rofe weras, wobei das strittige Wort adj. Attribut zu weras wäre. Schücking übersetzt secgrof wera mit ‚Heldenschar', offenbar im Anschluß an B.-T. Die von B.-T. gegebene Deutung ‚a host of men' unter Hinweis auf ahd. ‚ruova, roupa: Zahl' und auf Bildungen wie ‚rinc-getael, folc-getael' ist wohl die beste unter den verschiedenen Lösungsvorschlägen. secgrof wäre dann etwa als ‚Mannschaft wiederzugeben'. Für secgrof wera ergibt sich dann ‚Kriegerschar, Kriegermannschaft'.

28a) burgsteall.

burgsteall: Befestigung. Hier wohl als Parallele zu *wigsteall* Verteidigungswerk, mit ähnlicher Bedeutung zu fassen.

28b)—29a) Betend crungon
hergas to hrusan.

betend: Die Auffassungen des Wortes an dieser Stelle gehen auseinander. Thorpe leitete ‚betend' von ‚betan: büßen' ab, B.-T. folgt ihm darin. Gr.-K., Schücking, Kershaw fassen es als part. praes. von ‚betan, bessermachen, wiederherstellen'. Dieser Auffassung ist auch B.-T. Suppl. Beide erscheinen möglich. Gegen die erstgenannte spricht vielleicht der allgemeine Ton des Gedichts, an dem keine religiös-erbaulichen Züge zu erkennen sind, die man wohl erwarten könnte, wenn die Krieger hier als die ‚Büßenden' bezeichnet wären. Auch fehlt jede Andeutung, weshalb sie büßen sollten. Es wird vielleicht richtig sein, die schon von Grein gegebene Interpretation ‚restaurator' anzunehmen.

die sie hätten wiederherstellen sollen.

29b)—31a) Forþon þas hofu dreorgiaþ and þæs teafor geapa tigelum sceadeþ. hrost beages (h)rof[18].

Dieser Passus gehört zu den schwierigsten der ganzen altenglischen Überlieferung. Er enthält zwei Wortbildungen, die sonst nicht belegt sind und deren Verständnis dadurch erschwert wird, daß ihre einzelnen Bestandteile zum Teil so vieldeutig sind, daß ihr Sinn nicht einwandfrei festzulegen ist.

Der erste Teil ‚forþon þas hofu dreorgiaþ' bietet keine Schwierigkeiten. ‚dreorgian' ist ein zu ‚dreorig, öde' gebildetes Verbum. Greins Änderung in dreorgaþ ist überflüssig.

Deshalb veröden diese Höfe.

‚and þæs teafor geapa tigelum sceadeþ'
hrost beages (h)rof'.

Dieser Vers ist Gegenstand sehr verschiedener und widersprechender Erklärungsversuche geworden, ohne daß bisher Klarheit in den Zusammenhang zu bringen gewesen wäre. Es mag lohnend sein, an dieser Stelle die Reihe der wechselnden und wiederkehrenden Deutungen zu prüfen, um, an dem Vorausgegangenen lernend, vielleicht zum Schluß einen eigenen Lösungsversuch zur Erwägung zu stellen.

Conybeare[19] übersetzt: et haec purpurea (regalis domus)

[18] Nach Grein-Wülkers Version d. Hs. Gr.-W. I. 2. S. 297.
[19] a. a. O., S. 249.

prona tegulis divulsis . . . Wie J. H. Kirkland [20], der die Stelle ebenfalls untersucht hat, bemerkte, liegt diese Übersetzung außerhalb des Bereiches kritischer Betrachtung, da es dem ersten Herausgeber offenbar nur darauf ankam, den allgemeinen Sinn der Stelle wiederzugeben.

Thorpe [21] druckt: ‚Therefore these courts are dreary, and its purple arch with its tiles, shades the roost, proud of its diadem.' teafor wird hier mit purple wiedergegeben, das Thorpe in einer Anmerkung gleich ‚regal' setzt. teafor = purple läßt sich rechtfertigen durch die Glosse ‚teafor = minium'. Die Gleichsetzung purple = regal, obwohl geläufig, scheint hier nicht am Platze und nur ein Notbehelf zu sein, da die konkrete Bedeutung Thorpe offenbar zu dem Beziehungswort ‚geapu' (die Hs. hat geapa), das er mit ‚arch' übersetzte, nicht paßte. Die Bedeutung ‚arch', Bogen, für geap läßt sich nicht nachweisen. Hinzu kommt die Inkongruenz zwischen dem pluralen Subjekt des Obersatzes und dem davon abhängigen ‚its'. ‚sceadeþ' faßt Thorpe als 3. sing. praes. eines Verbums, sceadan, ‚to shad'e; belegt ist in dieser Bedeutung nur ‚sceadwan'. Selbst ungeachtet dieser Unstimmigkeiten ist die Übersetzung noch immer fragwürdig. Was heißt ‚shades the roost, proud of its diadem'? Wie Kirkland, S. 368, bemerkt, „this is as dark as the Anglo-Saxon text itself."

Grein vertrat verschiedene Ansichten über die Stelle. In seiner „Bibliothek" las er ‚geapu' und sceardeþ. Die erste Abweichung übernahm er von Thorpe, der ohne Angabe der Lesart der Hs. ‚geapu' statt ‚geapa' druckte. Grein, der das Original nie sah, folgte ihm natürlich darin. ‚sceardeþ' sollt wohl mit scearde, ‚schartig' in Zusammenhang stehen. In seinem ‚Sprachschatz' kehrte Grein zu sceadeþ zurück und änderte ‚rof' in ‚hrof'. ‚teafor' setzt er hier in Beziehung zu an. ‚toft' ‚Grundbau, Baustätte mit den äußeren Wänden', und hält es für verwandt mit ‚teofrian, teofenian, zusammenfügen'. Dagegen trennt er das Wort ausdrücklich von ‚teafor = minium'. Die Gleichung ‚teafor = toft' ist unhaltbar, da ae. ‚ea' im An. ‚au' sein muß, also an. ‚taufr' ‚teafor [22]'. Dagegen ist die Änderung ‚rof' zu ‚hrof' wegen der Alliteration gerechtfertigt.

[20] a. a. O., S. 366 ff.
[21] Codex Exoniensis, London 1842.
[22] Vgl. Kirkland a. a. O., S. 368, 369.

‚hrost beages' wird von Grein als gen. eines Kompositums ‚hrost beag' = Dachgesperre (?), Dachluke (?), gegeben. ‚hrost = Dach' wird gestützt durch eine Heliandstelle ‚þurh þes huses hrost', ‚durch des Hauses Dach [23]'; es entspricht ne. ‚roost'. ‚beag' = Luke oder ‚Gesperre' scheint dagegen unhaltbar. Grein selbst versah seine Wiedergabe mit Fragezeichen; sie wird aber noch von Grein-Köhler beibehalten. B.-T. gibt ‚teafor' = ‚minium', nimmt aber das Wort in der vorliegenden Stelle ausdrücklich aus und versieht es lediglich mit einem Fragezeichen.

‚hrost beag' wird als Kompositum angenommen, ebenfalls mit Fragezeichen versehen und als ‚woodwork of a circular roof' übersetzt. Diese Wiedergabe sucht der Vorstellung des Dachs, die allen Kommentatoren vorschwebt, gerecht zu werden und gleichzeitig das Wort ‚beag' zu erklären. Ein klarer Begriff ist jedoch dahinter nicht spürbar. Das Supplement von B.-T. bringt nichts Neues dazu.

Leo [24] faßte ‚teafor geapu' als Kompositum mit der Bedeutung ‚rote Lücken'. ‚beages rof' zog er ebenfalls zu einem Kompositum zusammen, welches ‚Dach des Ringes', d. h. des Turmes heißen sollte.

1886 untersuchte J. H. Kirkland [25] die Stelle. K. weist darauf hin, daß eine Änderung der Hs. von ‚geapa' zu ‚geapu' nicht hinreichend begründet sei. ‚geapa' könne schw. nom. sg. sein. þaes statt þes findet sich ebenfalls in Vers 1 und 9 (vgl. Anm. zu Vers 1 auf S. — dieser Arbeit). Wie K. selbst Vers 31 a übersetzen möchte, gibt er nicht an, sondern begnügt sich damit, das Vorhandene zu prüfen. Greins Emendation von rof zu hrof verwirft er und kehrt zur Form der Hs. zurück. ‚hrost' wird als pars pro toto für ‚Haus' aufgefaßt, Greins Kombination ‚hrost-beag = Dachgesperre' als ‚violent and unwarranted' abgelehnt. K. hält die Lesart der Hs. für besser als jede Änderung und übersetzt ‚beages rof' mit ‚renowned for its treasures, that is, for that dispensing of rings, bracelets, etc. to the followers of the princes'.

Man kann nicht sagen, daß diese Kombination evident sei, sie ist vielleicht nicht weniger ‚violent' als die Greins und erweckt auch nicht geringe formale Bedenken. Die Hs. lautet

[23] Behaghel gibt allerdings im Glossar zu seiner Ausgabe hrost = Sparrenwerk.
[24] op. cit. (Text S. 6—17).
[25] a. a. O.

an dieser Stelle: „hrost beages rof; hryre wong gecrong . . .“ Die Allitteration erfordert also die Änderung von rof zu hrof; h fällt öfters vor l, r, w in jüngeren Texten (vgl. Siev. § 217, Anm. 2), sodaß gegen die Form rof statt hrof an sich nichts einzuwenden wäre. Diese Regel ist auf den vorliegenden Fall nicht anzuwenden, da h vor den genannten Konsonanten sonst nicht wegfällt (vgl. Vers 3, 4, 8, 20, 30, 42, 45), sondern mit anderem h allitteriert, also zu sprechen ist. Danach wird man schließen können, daß hier zu emendieren ist, wenn man nicht einen schlechten Vers annehmen will. Ernst Sieper verwirft ebenfalls Greins Wiedergabe von teafor in Vers 31 a. Er schließt sich Kirkland an in der Annahme eines schw. nom. sing. geapa und möchte mit ihm „den Sinn des Halbverses“ mit „und dieser rötliche Umkreis“ übersetzen (S. 232). Ich kann nirgends entdecken, daß K. das tut. Dazu bemerkt Sieper: „In diesem Falle kann nicht nur þæs = þes (vgl. Vers 1 und 9) beibehalten werden, sondern auch der Sinn ist ganz vortrefflich: der Boden, der durch die Ausgrabungen bloßgelegten Steinhöfe war vielfach mit rötlichen Korrosionsstoffen ganz überdeckt.“ geapa = Steinhöfe scheint bedenklich. Diesen Sinn gibt das altenglische Wort nicht her. Wären außerdem hier wirklich die Höfe gemeint, wie sollte man die ungeschickte Wiederholung erklären? Denn ‚hofu‘ steht gerade einen Halbvers davor; hätte der Dichter dieses ‚hofu‘ wieder aufnehmen und umschreiben wollen, wie das der Parallelenstil immer wieder tut, so hätte er den Rhythmus nicht dadurch zerstört, daß er beide Begriffe unmittelbar einander folgen ließ. Vor allen Dingen aber stünde da kein ‚und‘, das ganz deutlich auf eine Aufzählung hinweist, nicht auf eine Wiederaufnahme desselben Begriffs. Aus diesem Grund scheint auch Siepers Erklärung nicht annehmbar.

Schücking [26] nimmt ein Adjektiv ‚teaforgeap‘ „breit im Gefüge“ an, ebenso wie Gr.-K. Dabei stützt er sich wohl auf die von Grein ausgesprochene Vermutung, daß ‚teafor‘ mit teofrian, ‚teofenian, zusammenfügen‘ verwandt sei. Im Glossar S. 134 druckt er die Stelle ab mit folgender Wiedergabe: „Und der im Gefüge breite First des runden Daches verliert die Ziegel.“ ‚hrost‘ wird hier gleich ‚Dach‘ gesetzt; dann ergibt sich ‚Dachring‘. Aber ist Dachring dasselbe wie

[26] Kl. ags. Dichtb.

rundes Dach? Noch bedenklicher erscheint aber ‚teafor' gleich ‚Gefüge', das nicht zu belegen ist. Darüber hinaus erscheint die Interpretation syntaktisch zu gewaltsam.

Die jüngste Ausgabe des Gedichts in Kershaws Sammlung ae. und an. Dichtungen kehrt mit ihrem ‚teaforgeapa = red arches' zu Thorpe zurück, bemerkt aber in einer Anmerkung, S. 179: I have taken teaforgeapa as a compound adj. with most recent editors — Kluge, Sieper Schücking etc. . . . The allusion is probably to the colour of the Roman tiles or bricks." ‚hrostbeag' wird mit ‚framework of the dome' wiedergegeben, was lediglich eine Umschreibung des ungefähren Sinnes ist. Es ist ein empfindlicher Mangel des Kershawschen Buches, daß die Prosaübersetzungen, die den abgedruckten Texten beigegeben sind, so frei sind, daß sie philologisch fast wertlos sind.

Wenn zu der Reihe der besprochenen Erklärungsversuche, die die ganze Schwierigkeit der in Frage stehenden Stelle zeigen, ein weiterer hinzugefügt wird, so geschieht es in der Hoffnung, daß aus dem Voraufgegangenen soviel zu lernen war, daß eine neue Sichtung und Wägung aller Argumente auch zu neuen Ergebnissen führen könne.

Die Stelle wird hier noch einmal nach der Hs. gegeben:

Forþon þas hofu dreorgiaþ
and þæs teafor geapa tigelum sceadeþ
hrost beages rof.

Über die beiden Stellen, deren Form oder Überlieferung Anlaß zur Kritik gegeben haben, ist schon gesprochen worden. Es scheint keine Veranlassung gegeben, geapa zu ändern, dagegen ist aus den dargelegten Gründen rof in hrof zu emendieren [27].

Die vorausgegangene Kritik der Forschung zu dieser Stelle zeigte, daß die Schwierigkeiten des Textes bei *teafor geapa* und *hrost beag* liegen. Suchen wir nun, deren Bedeutung näher zu kommen.

Unter ‚*teafor*' gibt B.-T. an: I. ‚a pigment, material used for colouring, tiver (red ochre for marking sheep). II. a Material used for making a salve', scheidet aber dieses Nomen von dem vorliegenden teafor, das mit einem Fragezeichen versehen wird.

[27] Vgl. S. 35.

Gr.-K. nimmt ein adj. teafor-geap, ‚weitgefügt' an, wobei teafor mit ‚teofrian, teofenian = zusammenfügen' verwandt scheine. Auch hier wird eine Verwandtschaft dieses teafor mit teafor = Farbe bestritten. Weshalb diese Scheidung erfolgt, ist nicht klar. —

In seiner Rezension von Ehrismanns Althochdeutscher Literaturgeschichte [28] kommt Max Förster auf teafor zu sprechen. Er untersucht das Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen und kommt zu dem Ergebnis, daß ae. teafor nach den vorhandenen Belegen dreifache Bedeutung habe:

1. als Farbstoff: Ocker, Rötel.
2. Kräutersaft? Harz? als Salbenmaterial.
3. als pharmaz. Praeparat: Mixtur, Salbe oder dergl.

In den vorliegenden Zusammenhang könnte das Wort, wenn überhaupt, nur in der Bedeutung Farbstoff passen. Förster lehnt allerdings die Anwendung seiner eigenen Schlußfolgerungen auf unseren Text ausdrücklich ab: „das ae. teafor geapu (Rui. 31) dünkt mir trotz Sieper, Elegie S. 232, im Zusammenhang der ganzen Stelle zu dunkel, als daß ich es zu unserem Worte zu stellen wagte [29]."

Nichtsdestoweniger ergibt sich für unsere Betrachtung eine Klärung und Präzisierung des Wortes und seiner Bedeutung auf Grund der Überlieferung.

Trotz Greins und Gr.-K.s scharfer Scheidung zwischen ‚teafor: Rötel' und dem vorliegenden Wort, die sich bei B.-T. ebenfalls findet, ist diese Deutung wiederholt versucht worden, von Thorpe in bildlichem Sinn (purple = regal) und von Leo in ‚rote Lücken' ohne rechte Klarheit des Begriffes. Sieper drang bei seiner Untersuchung der Stelle über das bloße Wort hinaus mit seiner Übersetzung von teafor geapa als ‚dieser rötliche Umkreis', wobei er an rötliche Korrosionsstoffe dachte.

Behalten wir das Wort mit der Bedeutung ‚rot', ‚Ocker' im Auge, ohne uns zunächst auf eine Präzisierung des Sinnes für diese Stelle einzulassen, und wenden wir uns ‚geapa', dem zweiten Teil des Kompositums, zu. Auch über dieses Wort besitzen wir eine eingehende Spezialuntersuchung, die Hoops als Beitrag zur Festschrift für Jos. Schick im 64. Band der Englischen Studien geliefert hat [30]. Zwar läßt auch

[28] Anglia Bibl. XXXIV, 1923, S. 97 ff.
[29] a. a. O., S. 104.
[30] Hoops: Ae. geap, horngeap, sægeap, S. 201 ff.

Hoops die vorliegende Stelle als ‚in ihrer Textgestaltung zweifelhaft und inhaltlich unklar' außer Acht, er unterzieht aber ‚geap' in seinen verschiedenen Bedeutungen einer eingehenden Analyse.

Hoops stellt fest (S. 202): „Ae. ‚geap' wird überwiegend von Flächen und Körpern, seltener von Linien gebraucht . . . Die Grundbedeutung von urg. gaupas wird ‚sich krümmend' gewesen sein, daraus ergab sich (ähnlich wie bei lat. curvus) einerseits mit Hinblick auf die konvexe Außenseite der gekrümmten Fläche die Bedeutung ‚sich wölbend', andererseits mit Hinblick auf die konkave Innenseite und den Hohlraum im Innern der Sinn ‚hohl, umfassend, geräumig, weit' . . . Wir haben kein modernes Wort, das den Sinn des ae. erschöpfend wiedergäbe . . . Die Bedeutung ‚sich wölbend' tritt uns in folgenden Beispielen entgegen: ‚munt is hine ymbutan, geap, gylden weall, ein Berg ist um ihn herum, ein gewölbter, goldener Wall [31].'

An zwei anderen Stellen derselben Dichtung wird *geap* auf die Buchstaben C und G angewandt: Sal. 124: *geap staf* (C) und V. 134: *G se geapa.* Bosworth übersetzt geap hier mit ‚crooked', Grein mit ‚patulus, amplus'. Vielleicht kommt die Übersetzung ‚bauchig' im Hinblick auf die Form der lateinischen Kapitalbuchstaben G und C der Absicht des Dichters noch näher [32]."

Soweit Hoops zu dem Wort ‚geap'. Was ergeben die beiden Untersuchungen für die vorliegende Stelle? Wenn ‚teafor' Farbstoff oder Rötel bedeutet, welchen Sinn hat es hier? Im gleichen Vers ist von Ziegeln die Rede, die sich lösen. Die Ausgrabungen in Bath haben gezeigt, daß das Dach des großen Bades mit roten Ziegeln bedeckt war, von denen man eine große Anzahl im Becken gefunden hat. Es liegt nahe, diese beiden Tatsachen mit ‚teafor' zu verbinden und es in Beziehung zu dem Dach oder seinen Ziegeln zu setzen. Nehmen wir hinzu, daß ‚geap' ‚weit' oder ‚geräumig' oder ‚gewölbt' heißen kann, so ergeben sich eine Reihe von Verbindungsmöglichkeiten. Die archaeologischen Untersuchungen in Bath haben des weiteren ergeben, daß das Hauptbad ein Gewölbe trug. Dazu würde ‚geap' in der Bedeutung ‚gewölbt' vortrefflich passen. *teafor geapa* wäre dann als nominales Kompositum zu fassen mit dem

[31] Sal. 255 ff.
[32] S. 203.

Sinn ‚Dach': das Rotgewölbte, das vielleicht am besten als ‚die rote Wölbung' wiederzugeben wäre.

‚tigelum' ist als instr. pl. abhängig von sceadan aufzufassen.

Nach diesen Erwägungen wäre dann Vers 31 zu übersetzen:

> und diese rote Wölbung (das Dach) trennt sich von den Ziegeln.

Die Architektur des römischen Bauwerks war dem angelsächsichen Dichter fremd, und wo die Begriffe fehlten, stellte auch kein Fachausdruck sich ein. Es kam ihm wohl nur darauf an, den sinnlichen Eindruck zu vermitteln, den das riesige und fremdartige Bauwerk auf den Beschauer machte. Brandrot und gewölbt, das waren die auffallendsten Merkmale der weiten Dachflächen, die der Dichter zu einem Begriff ‚das Rotgewölbte' vereinigte. Für denjenigen, der eine Vorstellung von dem Gebäude hatte, ein lebendiger und plastischer Ausdruck. Was die Bildung des uns etwas vage erscheinenden Kompositums angeht, so sei nur erinnert, daß derartige Bildungen in der altenglischen Literatursprache häufig sind, z. B. ‚wundenstefn', ‚hronrad' u. s. f., die ähnliche Beispiele rein assoziativer Wortbildung sind. In diesem Zusammenhang seien hier einige Bemerkungen aus E. Hanscoms „The Feeling for Nature in Old English Poetry [33]" zitiert: „Nature was presented in a series of objects or sensible manifestations between these objects and others of the same or different categories; the people saw resemblances which they expressed by figures, generally metaphors. These figures consist largely of compound nouns and adjectives, in which the compound parts are united without causal, possessive, or other expressed relation; or they are implied in a union of noun and verb that by literal interpretation have no connection (461ff.)." Diese Beschreibung der Wortbildung im Ae. unterstützt aufs beste die obigen Ausführungen; *teafor geapa* ist ein so gebildeter Begriff aus äußerlich beziehungslosen Komponenten. Die so entstandene Metapher steht zu dem direkten Begriff ‚Dach' im gleichen Verhältnis wie das oben erwähnte ‚wundenstefn' zu ‚Schiff'.

Es wurde der Versuch gemacht, aus Wort- und Sinnzusammenhang des Textes die erste Schwierigkeit der Stelle zu lösen. Wenn — wie allgemein angenommen wird — der

[33] J. E. G. Ph., Bd. V, S. 439 ff.

Satz mit hrof abschließt und die oben gegebene Interpretation von Vers 31 richtig ist, dann bleibt noch die Wortgruppe ‚hrost beages hrof' unerklärt.

Wir gehen zunächst von den Worten selbst aus und lassen den Zusammenhang außer Acht. ‚Hrost' ist st. masc. nom. oder acc., ‚beages' gen. sing. von ‚beag', ‚hrof' ist ebenfalls nom. oder acc. sing. eines starken masc. Wir haben also einen nominalen Satzteil, der hier nur eine Apposition in der Art einer Parallele zum Vorangegangenen sein kann. B.-T. gibt hrost wieder als ‚wooden framework, roost', Alts. ist das Wort im Heliand belegt: þes huses hrost, des Hauses Dach. Dies hat einige Forscher veranlaßt, in dem vorliegenden Passus hrost mit Dach wiederzugeben.

beag ist am häufigsten belegt in der Bedeutung ‚Ring', z. B. ‚earm-beag, healsbeag u. s. w. Leo hat es gleich Turm gesetzt. beag kommt auch in anderer Bedeutung vor, so ‚randbeah': Buckel eines Schildes oder Schild: rand-beah: umbo Wrt. Voc. 84. 33. Demnach bezeichnet das Wort auch eine gewölbte Fläche, in gleicher oder ähnlicher Bedeutung wie geap, das Gewölbte. Wenn die bisherigen Erwägungen richtig sind, ist diese Bedeutung von beag hier anzunehmen. Lassen wir zunächst den ersten Teil der Bildung ‚hrost-beag' außer Acht, so erhalten wir ‚beages hrof' das Dach des Gewölbes. Im Zusammenhang der ganzen Stelle bildet diese Wortgruppe eine Apposition zu teafor geapa in der dem Ae. geläufigen Form des Parallelismus. Wir erhalten dann: und die rote Wölbung trennt sich von den Ziegeln, das Dach des Gewölbes. Hierbei ist der Sinn ganz klar. teafor geapa bezeichnet die Dachfläche von außen, die Stelle wäre demnach denen zuzuordnen, in welchen geap ‚die konvexe Außenseite' bedeutet (Hoops), während mit beag das eigentliche Gewölbe gemeint ist.

Was bedeutet aber das Wort ‚hrost', das bei diesen Erwägungen unberücksichtigt blieb? Formal ist hrost identisch mit ne. ‚roost'. Die oben zitierte Heliandstelle zeigt, daß das Wort im Alts. gleich Dach zu setzen war. Im Schottischen bedeutet es noch heute Balken, die das Dach eines Hauses tragen. Es scheint nicht angängig, an dieser Stelle hrost mit Dach zu übersetzen, da hrof unmittelbar folgt. Was bedeutet aber hrost beag? Es liegt hier nahe, da man eine römische Ruine als Gegenstand der Dichtung annimmt, die Archaeologie zu Hilfe zu nehmen, um vielleicht aus der Beschaffen-

heit der römischen Gewölbereste einen Rückschluß auf den Sinn der Stelle zu ziehen. Über das Gewölbe des großen Bades in Bath gibt R. E. M. Wheeler [34] Auskunft: „At Bath, the great bath, some 40 ft. wide, appears to have been vaulted by means of voussoir—shaped box-tiles set in cement which was reinforced externally by roof-tiles . . . Similar box-tile voussoirs have been found in London — — — at Silchester, and on other Roman sites . . ." Über die Funde in Silchester äußert sich W. H. St. John Hope in Archaeologia, Bd. LX, S. 442: „The vaulting appears to have been formed of box voussoir tiles and plaster, the voussoir tiles being arranged in vertical bands, each tile fitting closely on the other with thick mortar joints binding the bands together. On the upper side a thick layer of mortar held the bands of tiles together and on their under side a layer of plaster in two coats formed the ceiling."

Aus diesen Angaben geht hervor, daß die Gewölbefläche aus senkrechten Rippen hohler, kastenförmiger Ziegel bestand, die mit breiten Mörtelschichten abwechselten. Als im Laufe des Verfalls die Deckenverkleidung abfiel, mochten die darunter liegenden Stützrippen wie ein Rost von Balken sichtbar werden. So konnte der Dichter, dem Holzbalken zum Stützen von Spitzdächern natürlich geläufig waren, in Analogie dazu von einem Rostgewölbe sprechen.

Nach diesen Erwägungen möchte ich den Passus folgendermaßen verstehen: Das Dach des Rostgewölbes. Die ganze Stelle, 30 b—32 a, wäre also, wenn man vorstehende Erwägungen für richtig hält, zu übersetzen:

‚deshalb veröden diese Höfe, und die rote Wölbung trennt sich von den Ziegeln, das Dach des Rostgewölbes'. Die beiden schwierigen Stellen stehen als Parallelen fast synonymer Bedeutung, was ihre Erklärung sehr erschwerte.

Es scheint geboten, die Stelle anders zu interpungieren, als Gr.-W. es tut. Der Einschnitt in Zeile 31 liegt hinter ‚sceadeþ', ‚teaforgeapa' und ‚tigelum' dürfen nicht getrennt werden, sie gehören eng zusammen. Die hier vorgeschlagene Interpunktion läßt die Parallele deutlich werden.

Forþon þas hofu dreorgiaþ
and þaes teaforgeapa tigelum sceadeþ,
hrostbeages hrof.

[34] a. a. O., S. 129.

31b)—32a) hryre wong gecrong, gebrocen to beorgum.

hryre: Fall.

wong: B.-T. ‚may be rendered by words denoting the surface of the ground taken in their most general sense, field, plain etc.'

Der Passus ‚hryre wong gecrong' hat mancherlei Deutungen erfahren, die zum Teil sehr voneinander abweichen.

Thorpe übersetzt: ‚At its fall the plain shrank'. Was unter dem Zurückweichen der Ebene verstanden werden soll, ist nicht recht ersichtlich. Sieper kommentiert die Stelle überhaupt nicht, gibt aber in seiner Übertragung: „die Stätte ward zum Trümmerhaufen', was — obwohl keine Übersetzung — den Sinn zu treffen scheint. Schückings [35] ‚die Fallenden sanken zur Erde' löst sich fast ganz von dem Text der Hs.

Eine Vermutung, die Kershaw ausspricht, ohne die Möglichkeit zu verfolgen, hryre und wong seien vielleicht Bestandteile eines Kompositums, scheint weiterzuführen. Es heißt da, S. 179: ‚hryre-wong' might possibly be taken as the nom. of a compound, but I can find no certain parallel for this use of wong.' Eine sichere Parallele ist allerdings nicht zu finden, wong ist jedoch in einer ganzen Reihe ähnlicher Zusammensetzungen belegt: ‚graes-wang', ‚stan-wang', ‚stapol-wang', ‚wael-wang' usw. Wael-wang, ‚a plain of slaughter', stan-wang, ‚a stony plain' scheinen besonders nahe verwandt. Hryre ist in der Bedeutung ‚ruina' belegt, sodaß die Annahme eines Kompositums ‚hryre-wong' = Trümmerstätte möglich erscheint, wenn auch nicht belegt werden kann, daß wong tatsächlich in der sehr allgemeinen Bedeutung ‚Stätte', wie in Trümmerstätte, gebraucht wurde. Der Zusatz ‚wong' zu ‚hryre' ergibt keinen nennenswerten Bedeutungsunterschied, deutet vielmehr lediglich die Ausdehnung der Ruine an.

Ein weiteres verwirrendes Moment in dieser Stelle ist der Gebrauch von cringan, das zwar in der Bedeutung ‚fallen', aber, wie es scheint, meistens mit dem Zusatz ‚in der Schlacht' gebraucht wird. Dieser Sinn kann hier schwerlich zu Grunde liegen, denn das zugehörige Subjekt ist hryre oder hryre-wong. Außerdem läßt der ganze Zusammenhang, besonders

[35] Kl. ags. Db. Glossar.

auch der folgende Halbvers, auf verfallenes Bauwerk schließen. Dies scheint Schücking bei seiner Wiedergabe der Stelle nicht berücksichtigt zu haben. Der ungewöhnliche Gebrauch von gecrong könnte wohl eine Erklärung in dem eigenartigen Reimbedürfnis des Dichters finden.

Eine andere Erklärung der Stelle, nach der man cringan als Ausdruck des Endes der Falltätigkeit, also als ‚liegen' auffassen könnte, ergäbe einen vortrefflichen Sinn: ‚die Trümmer lagen auf der Erde.' Einen Beleg für diesen Gebrauch von cringan habe ich allerdings nicht finden können.

Den angeführten Erwägungen entsprechend wird die Übersetzung gegeben:

die Trümmerstätte sank, zu Haufen gebrochen.

39a) wearp widan wylme. B.-T. belegt den Gebrauch von weorpan ‚with dat. of what is thrown'.

Die letzten Zeilen des Gedichts, 47—49, sind ähnlich wie 13—18 zu sehr verstümmelt, um eine sachliche Interpretation zu gestatten, wenn auch einzelne Satzzusammenhänge erkennbar sind.

42b) ist vermutlich eine Wiederholung des Subjekts gewesen in Form einer Apposition.

Der fragmentarisch erhaltene Schluß läßt erkennen, daß die letzten Zeilen weitere Einzelheiten über die Bäder enthielten.

Übertragung.

Bei dieser Übertragung kam es mir lediglich auf eine möglichst wortgetreue Wiedergabe des Ae. an. Wenn dabei gelegentlich rhythmische Gebilde entstanden sind, so ist das dem Zufall zu verdanken oder dem betreffenden ae. Vers, der das gestattete.

Kunstvoll ist dies Gemäuer, die Geschicke brachen es,
die Bauwerke sind geborsten, es zerbröckelt das Werk der Riesen.
Die Dächer sind eingestürzt, die Türme morsch,
die Balkentore beraubt, Reif liegt auf dem Mörtel,
die schartigen Schutzmauern sind zerhauen, zerfallen,
vom Alter untergraben. Der Erdgriff wird halten
die mächtigen Arbeiter, dahingewelkt, vergangen,
der harte Griff des Bodens, bis hundert Geschlechter
der Menschen vergangen sein werden. Oft sah diese Mauer,

rehgrau und rotbunt, Reich über Reich
stehengeblieben unter Stürmen: hoch und breit stürzte
. . . . . sie,
. . . . . band
starkmutig in Ringe, kühn band er
die Grundmauer mit Drähten wunderbar zusammen.
Glänzend waren die Burggebäude, die vielen Brunnen-
säle,
Hoch das Giebelwerk, der Heerjubel groß,
manche Methalle der Mannenfreude voll,
bis das wandte das Schicksal, das mächtige.
Weitumher fielen die Erschlagenen, Pesttage kamen:
Der Tod nahm ganz hinweg die Mannschaft der Krieger,
ihre Verteidigungswerke wurden zu wüsten Stätten,
es zerfiel die Befestigung. Die sie hätten wiederherstel-
stellen sollen, waren gefallen,
die Heere zur Erde. Deshalb veröden die Höfe,
und die rote Wölbung trennt sich von den Ziegeln,
das Dach des Rostgewölbes. Die Trümmerstätte sank,
zu Haufen gebrochen, wo einst mancher Mann,
fröhlich und goldstrahlend, prächtig geschmückt,
stolz und weinfroh im Kriegsgewand strahlte,
er sah auf den Schatz, auf Silber, auf Edelsteine,
auf Reichtum, Besitz, auf kostbaren Stein,
auf die glänzende Burg des breiten Reiches.
Die Steinhöfe standen, der Strom warf heiß
weither das wogende Wasser: die Mauer umfing es ganz
mit schimmerndem Busen, dort wo die Bäder waren,
heiß im Herzen, das war nützlich . . .

IV. Literarhistorische Analyse des Gedichtes

1. Inhaltsübersicht.

Der Inhalt der Dichtung ist kurz folgender:

V. 1—5a führen in die Situation ein und geben den ersten Eindruck von den Umrissen der verwitterten und reifbedeckten Ruine, die sich dem Beschauer darbieten.

Die folgenden Verse bis 9a einschließlich geben die Erklärung für diesen Verfall : die alten Bauherren sind ins Grab gesunken und ihre Hallen verödet.

9b ff. sprechen von dem Alter der Bauten, die ein Reich nach dem anderen überdauerten.

Die Verse 12 ff., die fast ganz zerstört sind, scheinen über den Verfall auszusagen, wie aus dem noch erhaltenen „steap geap gedreas" und anderen Trümmern hervorgeht, während V. 15—20 von dem Erbauer die Rede war, soweit sich das aus V. 20—22 erschließen läßt.

Es folgt dann in drei Zeilen (V. 22—25) die Schilderung der Pracht und des jauchzenden Lebens, die einst jene Hallen erfüllten, bis der Wandel kam : Krieg, Pest und Tod warfen die Helden nieder, ihre Hallen wurden zu wüsten Stätten (V. 25—V. 30).

Deshalb verfallen die Höfe, die morschen Dächer stürzen ein, und so zerfällt das Ganze immer mehr (V. 30—33a), wo einst in höchstem Glanz und Reichtum ein stolzes und kriegerisches Geschlecht lebte (V. 33b—38).

V. 39 bis Schluß schildern das größte Wunder der alten Stadt, die prächtigen Badeanlagen mit ihren heißen Quellen.

2. Die Möglichkeit einer Quelle der Dichtung.

Eine Stellungnahme zu dem Gedicht als Kunstwerk hat die Klärung einer Reihe von Vorfragen zur Voraussetzung. Die erste, die sich bei der Betrachtung der Dichtung erhebt, die nämlich, ob es sich um die Beschreibung einer verfallenen Burg oder der Trümmer einer Stadt handelt, wurde an

den Anfang der Arbeit gestellt und erörtert, da eine eindeutige Stellungnahme zu diesem Punkt der textkritischen Untersuchung vorausgehen mußte. Es zeigte sich, daß die Forschung zu der Ansicht neigt, daß das römische Bath Gegenstand der Dichtung ist, was mit einiger Sicherheit als richtig angenommen werden kann.

Die Frage, ob der Dichter der „Ruine" nach einer Quelle oder Vorlage arbeitete, entsteht umso leichter, als sich das Gedicht in einigen sehr wesentlichen Punkten von den anderen uns überlieferten Stücken altenglischer Lyrik unterscheidet und im Thema etwas ganz Neues in der englischen Literatur darstellt. Der erste Teil dieser Aussage wird an anderer Stelle, bei Behandlung der Frage der Zugehörigkeit der Ruine zur ae. Elegie, zu prüfen sein. Wenden wir uns zunächst dem zweiten Teil, dem Thema, zu.

Die Tatsache, daß hier ein Thema behandelt wird, welches uns in ähnlicher Art sonst nicht in der ae. Überlieferung begegnet, gibt Anlaß zu der Frage: Steht der Dichter unter dem Einfluß einer, englischen oder außerenglischen, Vorlage, oder ist sein Werk das Produkt selbständigen dichterischen Schaffens, das hier seine eigenen Wege geht?

Der Gedanke der Abhängigkeit von einer Vorlage ist am bestimmtesten von Alois Brandl [36] ausgesprochen worden, der in Venantius Fortunatus, ‚De Excidio Thoringiae' die Quelle der Dichtung sieht. Brandl scheint anzunehmen, daß dem angelsächsischen Dichter nicht sehr viel Selbständigkeit zuzubilligen sei. Er führt aus: „. . . [Venantius Fortunatus] schildert die Zerstörung der Herrscherburg, den Fall der Mannen, das Walten der Fortuna, die Seefahrt der Flüchtigen über winterliches Meer und namentlich die Erinnerung an frühere Liebe zu einem väterlichen Freund, in einer Weise, die manchmal bis auf Einzelheiten an die genannten Elegien erinnert."

Gemeint sind ‚Wanderer' und ‚Ruine'. Weiter heißt es bei Brandl: „Beigefügt hat der Dichter die Spezialangaben über Bath in der Ruine und die Klage über die Zerstörung im ganzen middangeard, womit der ‚Wanderer' wohl auf die Zerstörung der Angelreiche um 870 anspielt."

Daraus scheint hervorzugehen, daß Brandl dem angelsächsischen Dichter lediglich die Verbrämung des Übernommenen mit einigen lokalen Einzelheiten als dichterische

[36] Herrigs Archiv, Bd. 139, S. 84.

Leistung zubilligen möchte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Ruine, die in der Komposition ganz einheitlich ist, auf diese Weise entstanden sein könnte.

Imelmann [37], der auf die Möglichkeit von Vorlagen in und außerhalb der englischen Literatur hinweist, zitiert Brandl, schwächt aber seine Aussage erheblich ab und sagt nur, daß einiges an die ‚Ruine' erinnere.

Ein Vergleich zwischen Ruine und dem lateinischen Gedicht zeigt nur Übereinstimmung in der allgemeinen Situation. Bei Venantius Fortunatus ist viel von Brand und Asche die Rede, worin das rötliche Gold des einstigen Wandschmucks noch glänzt. Er entwirft ein Bild plötzlicher gewaltsamer Zerstörung, ganz verschieden von dem langsamen Verfall, der in der Ruine so deutlich Ausdruck findet. Die persönliche Anteilnahme des Franken zeigt sich in der bewegten Schilderung der Schrecken des Kampfes und in dem klagenden Ausruf, mit dem er die Schilderung beginnt. Die beherrschte, fast unpersönliche Schilderung, die den angelsächsischen Dichter auszeichnet, fehlt ganz. Es scheint kein Grund gegeben, hier von einer Abhängigkeit zu reden.

Imelmann [38], der im Zusammenhang mit der Datierung der Elegien auf die Ruine kurz eingeht, nimmt keine bestimmte Quelle an, sondern stellt lediglich das Gedicht in die literarische Tradition des ‚Ubi sunt', die in hellenistischer und spätrömischer Zeit in den Trümmern einst mächtiger Städte eine große Vergangenheit und „den Wandel eines stolzen Einst zu trübem Jetzt" betrauerte.

Nur in dieser Weise wird man von einer Quelle überhaupt reden können. Dem Dichter mögen wohl mehr oder weniger deutliche Reminiszenzen ähnlicher Ruinenschilderungen im Sinne lebendig gewesen sein, die seine Darstellung beeinflussen konnten. Dieser Umstand und die Art des Gegenstandes, die eine gewisse Übereinstimmung oder Konvention bei seiner Behandlung bedingen, werden wohl weitgehend etwaige Anklänge an andere Schilderungen ähnlicher Art erklären können. Es müßten schon sehr genaue Übereinstimmungen, nicht nur einzelner Wendungen, sondern ganzer Stellen, gezeigt werden, ehe man von einer direkten Abhängigkeit reden dürfte.

[37] Forschungen zur ae. Poesie, Berlin 1920, S. 266.
[38] a. a. O., S. 264—266.

Unter den indirekten Vorbildern werden solche aus der Bibel dem Dichter wohl am geläufigsten gewesen sein. Man denke etwa an die Klagelieder des Jeremias, wo es z. B. II, 8 heißt: Cogitavit Dominus dissipare murum filiae Sion ... luxitque antemurale, et murus pariter dissipatus (Der Herr hat gedacht zu verderben die Mauer der Tochter Zions ... die Zwinger stehen kläglich, die Mauer liegt jämmerlich). Oder II, 9: Defixae sunt in terra portae eius; perdidit et contrivit vectes eius ... (Ihre Tore liegen tief in der Erde, er hat ihre Riegel zerbrochen und zunichte gemacht). — Solche Stellen, die sich noch um einige vermehren ließen, waren dem Dichter wohl bekannt und mochten ihm ein allgemeines Vorbild für die Darstellung des Verfalls einer Stadt geben. Damit ist aber lediglich die Möglichkeit einer literarischen Anknüpfung gegeben, über Herkunft oder genaue Behandlung des Motivs ist noch nichts ausgesagt.

Es liegt nahe, in diesem Zusammenhang die Geschichtsschreibung dieser frühen Epoche der englischen Entwicklung zu befragen, die die Zeit nach dem Abzug der römischen Legionen und der ersten Einfälle der Germanen in Britannien zum Gegenstand hat.

Gildas, De Excidio et Conquestu Britanniae (ed. Mommsen, Chronica Minora III, Berlin 1898) berichtet von den Einfällen der Germanen und der blutigen Zerstörung der britischen Städte. (p. 39): „In hoc ergo impetu Assyrio olim in Judaeam comparando completur quoque in nobis secundum historiam, quod propheta deplorans ait: ‚incenderunt igni sanctuarium tuum in terra, polluerunt tabernaculum nominis tui' et iterum: ‚deus, venerunt gentes in hereditatem tuam; coinquinarunt templum sanctum tuum', et cetera. Ita ut cunctae coloniae crebris arietibus omnesque coloni cum praepositis ecclesiae, cum sacerdotibus ac populo mucronibus undique micantibus ac flammis crepitantibus, simul solo sternerentur et miserabili visu in medio platearum ima turrium edito cardine evulsarum murorumque celsorum saxa, sacra altaria, cadaverum frusta, crustis ac si gelantibus purpurei cruoris tecta, velut in quodam horrendo torculari mixta viderentur, et nulla esset omnimodis praeter domorum ruinas, bestiarum volucrumque ventres in medio sepultura, salva sanctarum animarum reverentia, si tamen multae inventae sint, quae arduis caeli id temporis a sanctis angelis veherentur."

Diese bewegte und barock anmutende Schilderung gewaltsamer Zerstörung unterscheidet sich sehr von dem Bild des langsamen Verfalls, das der ags. Dichter entwirft, wenn er auch andeutet, daß der Verödung wohl ein kriegerisches Ereignis voraus gegangen ist; so erinnert Zeile 5 ‚scearde scurbeorge scorene gedrorene' an die Tätigkeit der Sturmböcke in Gildas Schilderung, ähnlich auch 12 „wonaþ giet s(e wealstan waep)num geheawen" oder der Zeilenanfang — ‚grimme gegrund(en)' (14). Und schließlich ist die Stelle 25—27a nichts anderes als eine Beschreibung der gewaltsamen Zerstörung, die zur jetzigen Verödung führte. Diese Übereinstimmungen, wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen will, sind jedoch so allgemein, daß man von einer Abhängigkeit kaum reden kann.

Wenn dem Angelsachsen die Schilderung des Gildas bekannt war, was man sehr wohl annehmen kann — Beda hat das Werk für seine Kirchengeschichte als Quelle benutzt —, so war sie ihm höchstens Anleitung, nicht aber die Quelle der Dichtung. Neben dieser allgemeinen Schilderung der Zerstörung durch die Germanen erwähnt Gildas ein bestimmtes militärisches Ereignis von Bedeutung, den letzten großen Erfolg der Briten gegen die Eroberer, die Belagerung von Mons Badonicus.

Diese Schlacht wird von den Annales Cambriae in das Jahr 516 verlegt. Es war, wie Gildas selbst schreibt, das Jahr seiner Geburt. Er war also noch Zeitgenosse der Kämpfe, die er schildert.

Über den Ort der Schlacht von Mons Badonicus scheint keine Einigkeit zu herrschen. Kemble, Saxons in England II. 288, setzt ihn gleich Bath, ebenso Lappenberg, History of England under the Anglo-Saxon Kings I. 128 und Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters.

Chadwick, *Origins of the English Nation* (14, 27) spricht von Mons Badonicus, ebenso Chambers, *Arthur of Britain,* während J. R. Greene, *Short History of the English People* I. p. 19, gefolgt von C. H. E. L. I. 246 den Ort als Mount Badon bezeichnen. E. A. Freemann, *Old English History,* London 1901, bezeichnet den Ort als Badbury in Dorsetshire und bemerkt: „Mons Badonicus, not Bath, as used to be thought (36)." Eine Begründung gibt Fr. zwar nicht, er schrieb ein Schulbuch. Es war mir nicht möglich festzustellen, ob Badbury im 6. Jahrhundert schon besiedelt war. Der

Atlas, der mir vorliegt, verzeichnet Badbury Rings, was ebenso wie die Art der Einzeichnung auf Ringwälle schließen läßt.

Die ae. Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte (vgl. E. E. T. S. I. p. 54) spricht von ‚þære Beadonescan dune', was lediglich eine Übersetzung des lateinischen Wortes ist und weder dem ae. Aquivalent von Bath, Baþan ceaster, noch von Badbury (Baddan byrig), vgl. ags. Annalen 901), entspricht.

Für die Annahme, daß mit Mons Badonicus Bath gemeint ist, spricht eine andere Tatsache. Nennius, *Historia Brittonum,* ed. Mommsen p. 200, spricht von ‚bellum in monte Badonis', ebenso wie die *Annales Cambriae* (S. 76). Nennius nennt ferner unter der Rubrik: De Mirabilibus insulae Britanniae (p. 130) :

De stagno calido, in quo balnea sunt Badonis ... Dieser letztgenannte Ort kann wohl nur Bath sein. Das beweist die Erwähnung der heißen Bäder. Damit hätten wir eine Gleichsetzung der alten Badestadt mit dem Ort der Schlacht.

Was ergibt sich daraus für den vorliegenden Zusammenhang?

Wenn Mons Badonicus Bath ist und die Historia des Gildas dem Dichter bekannt war, so lag für ihn ein unmittelbarer Anlaß vor, das Bild der Stadt, die ihm als Ort einer Schlacht mehr war als nur ein Ruinenfeld, dichterisch zu gestalten. Dadurch würde aber die „Ruine" ihrer Ausnahmestellung in der Reihe der uns überlieferten ae. Literaturdenkmäler bis zu einem gewissen Grade enthoben, da ihr die Erinnerung an eine Schlacht zu Grunde läge, an eine Schlacht allerdings, die der Vorstellung des germanischen Dichters zu weit entrückt war, um, wie etwa in den Dichtungen der ags. Annalen, zu einer tatsächlichen Kampfschilderung zu werden. Außerdem war diese Schlacht eine Niederlage der Eroberer gewesen und lebt bezeichnenderweise in der Artussage der Kelten fort, nicht aber in der Überlieferung der Angelsachsen. So mag es sich denn erklären, daß die Schilderung des Kampfes hinter der der Beschreibung der Ruinen zurücktritt, zumal, wie Nennius, der 800 schrieb, ausdrücklich betont, die heißen Bäder noch zu den Wundern der Insel zählten, also im wesentlichen erhalten und zu erkennen waren.

Man kann hier ebensowenig wie bei den angeführten Bibelstellen mit Bestimmtheit von der Beeinflussung des Dichters durch solche indirekten Vorbilder sprechen. Imelmann [39] sagt: „Realismus der sorgfältigen Einzelschilderung mußte sich wohl immer dann mit einer gewissen Notwendigkeit ausprägen, wenn die äußeren Bedingungen für Ruinenstudium und -stimmung vorlagen." Man könnte diese Aussage erweitern und behaupten, daß unter solchen Voraussetzungen Ruinendichtung entstehen wird. Dazu bedarf es keiner Vorbilder. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Dichter der „Ruine" mit lateinischen Werken ähnlicher Art vertraut war und sich von ihnen anregen ließ. Insofern allerdings steht das Fragment nicht nur „im Rahmen der insularen Verhältnisse" (Imelmann), sondern in der Kontinuität der Weltliteratur.

3. Zur Charakteristik der Dichtung.

Über den Charakter der „Ruine" herrschen in der Forschung verschiedene Meinungen, besonders über die Frage ihrer Zugehörigkeit zu den ae. Elegien. Ehe wir diese widersprechenden Ansichten prüfen, soll das Gedicht selbst betrachtet werden. Die „Ruine" unterscheidet sich insofern von den anderen elegischen Dichtungen, als sie nicht eine allgemeine Situation im Menschenleben zum Gegenstand hat, die von vorneherein zu subjektiver Gefühlsäußerung Anlaß geben würde, sondern vielmehr eine konkrete Beschreibung, die von selbst den Dichter zu einer gewissen Objektivierung nötigt.

Angeregt wurde das Gedicht durch den Anblick der zerstörten Römerstadt. Die große Ausdehnung der Trümmer und vor allem die heißen Quellen und die Badeanlagen in ihrer dem Angelsachsen fremdartigen Pracht reizten zur dichterischen Beschreibung. Der Eindruck des Geschauten war stark genug, um die Persönlichkeit des Dichters zugunsten der unpersönlichen Schilderung zurücktreten zu lassen. So kommt es, daß wir weder die Ich-Form der anderen Elegien finden noch irgendwelche erbaulichen Betrachtungen oder Lehren. Dadurch erhält die Dichtung einen realistischen, fast sachlichen Zug. Diese Tatsache hat Anlaß gegeben, die Dichtung von den ae. Elegien zu trennen. So sagt Schücking: „In der elegischen Tonart knüpft es (das

[39] a. a. O., S. 264.

Gedicht) an die didaktischen Elegien an, unterscheidet sich aber von ihnen dadurch, daß es weder dem subjektiven Gefühlserlebnis viel Raum gibt, noch zu lehrhaften Schlußfolgerungen fortschreitet." *(Kl. ags. Db. 33).*

Andererseits entstand zwangsläufig mit dem Anblick einstiger Größe der Gedanke an die Menschen, die die alte Stadt erbaut und beherrscht hatten. Sie sind dahingegangen und ruhen nun in der Erde. In den Versen 21—22 und den unmittelbar vorausgehenden, die uns nur fragmentarisch erhalten sind, spricht der Dichter von dem Kundigen, der die Mauern einst fügte. Von da führt der Gedankengang von selbst zu dem Schicksal, das die Bewohner befiel. Krieg, Pest und gewaltsamer Tod rafften sie hinweg. Noch einmal kommt der Dichter auf denselben Gedanken zurück und schildert (33b—38) in prunkenden Versen das laute, festliche Treiben in den reichgeschmückten Hallen, um dann wieder, wie immer nach einer solchen Digression, zur Beschreibung des Geschauten zurückzukehren. So besteht die ganze Dichtung aus einem zwanglosen Wechsel von konkreter Schilderung auf der einen Seite und Ausmalung des Lebens und Schicksals der einstigen Bewohner jener Trümmer auf der anderen.

Der Dichter hat es vermieden, diesen Rhythmus durch irgendwelche erbaulichen Betrachtungen zu stören. Mit keinem Wort tritt eine sprechende oder handelnde Person in die Erscheinung. Keine Spur von dem immer wiederholten ‚Ubi sunt', mit dem der ‚Wanderer' die Helden und Schätze vergangener Zeit beklagt. Nichts von der Bitterkeit des Seefahrers, der, alt und gebrochen, seine entschwundene Jugend betrauert. Ob der Dichter dabei von bewußtem künstlerischem Wollen geleitet war, oder ob diese Haltung dem objektivierenden Zwang seines Themas zuzuschreiben ist, bleibe dahingestellt. Ist die „Ruine" also in der Tat nichts anderes als ein „geistlich-topographisches Fragment", das mit der anderen ae. Lyrik nichts zu schaffen habe, wie Imelmann sagt, das „ein geradezu technisches Interesse an der betrachteten Baukunst atmet" (Hecht-Schücking, S. 6)? Oder hat Sieper recht, wenn er sagt: „In der ‚Ruine' liegt, daran ist nicht zu zweifeln, eine Elegie auf das verödete Bath vor." (S. 11). Den beiden erstgenannten Urteilen ist insoweit zu folgen, als sich die Dichtung, wie schon gesagt, durch das Fehlen der Ich-Form und der erbaulichen Schlußfolgerungen von den Elegien unterscheidet. Andererseits

ist das Fragment weit mehr als eine bloße Beschreibung. Schon die Art, in der die Trümmer geschildert werden, beweist dies, ebenso die Tatsache, daß diese Beschreibung das Gedicht bei weitem nicht ausfüllt. Ebenso wichtig ist das Bild vergangenen Lebens, das der Dichter entwirft, und die Vorstellung der Umstände, die zur jetzigen Verödung führten.

Die lebendige Beschreibung der ausgedehnten Ruinen, deren auffallendste Teile in knappen Worten ungemein anschaulich geschildert werden, stehen ebenso wie die Bilder vom Untergang der Bewohner in scharfem Kontrast zu dem fröhlichen Kriegerleben der Verse 33b—38. Darin liegt der Reiz der Dichtung und zugleich das Elegische. Durch die immer wieder variierte Schilderung des Kontrasts, ohne Kommentar, oft ohne äußere Verbindung, wird dem Ganzen ein eigenartiges und starkes Pathos gegeben, das durch keine daraus abstrahierte, lehrhafte Schlußfolgerung gesteigert werden könnte. Gewiß gibt das Gedicht dem subjektiven Gefühlserlebnis nicht viel Raum, wie Schücking sagt. Aber auch hier ist das nur nicht ausgesprochen oder einem Sprecher in den Mund gelegt. Die Dichtung ist beherrscht von einem Ton tiefer Melancholie. Die Zurückhaltung im Ausdruck des Gefühls mag zum Teil ihre Erklärung finden in dem Thema, das nicht ein Einzelschicksal ist, sondern, exemplifiziert an der alten Stadt und ihren Bewohnern, das Vergängliche alles Menschlichen überhaupt, das einem unerbittlich waltenden Gesetz unterworfen ist. Mit Recht sagt Pons: „C'est l'idée de la mort et de la destruction qui stimule l'imagination du poète, en la contraignant d'évoquer, pierre par pierre, et trait par trait, sans rien oublier, le château (!) écroulé et les scènes à jamais passées; la beauté surgit du détail ainsi que de l'ensemble."

Es ist deshalb nicht einzusehen, weshalb die „Ruine" nicht zu den Elegien zu zählen sein sollte. Sieper (10) hat schon darauf hingewiesen, daß das Motiv von der Verödung der Halle nach dem Tod des Helden beliebt gewesen sei, und daß dieses Motiv zum Gegenstand eigener Lieder werden konnte, und er bezeichnet, wie schon erwähnt, in diesem Zusammenhang die „Ruine" als eine Elegie auf das verödete Bath. Die Siepersche Ansicht, daß die „Ruine" zu den Elegien zu zählen sei, beruht auf dem Schluß von der Verselbständigung des Verödungsmotivs. Sie wird umso wahrscheinlicher, wenn man die ganze Tonart der Dichtung in

Betracht zieht. Sieper hat dies nicht getan. Er betrachtet das Gedicht lediglich als eine Beschreibung der Trümmer. Nimmt man aber hinzu, daß — wie oben gezeigt wurde — der Kontrast zwischen Einst und Jetzt, der Untergang früherer Größe und die Vergänglichkeit des Lebens überhaupt ebenfalls Thema des Gedichts sind, so wird Siepers Ansicht gestützt und eigentlich erst fruchtbar, da zu dem äußeren auch der innere Zusammenhang mit den anderen Elegien kommt. Der Charakter des Ganzen ist elegisch. Der Dichter hat es lediglich unterlassen, ‚to point the moral' und dem Ganzen die konventionelle Beziehung auf eine Einzelperson zu geben.

Die Tatsache, daß die beiden letztgenannten Züge fehlen, unterscheidet die Dichtung allerdings von den anderen Elegien.

Gustav Ehrismann *(Religionsgeschichtliche Beiträge zum germanischen Frühchristentum, PBB XXXV, S. 209—39, 1909)* untersucht das Gedicht vom „Seefahrer". Er erkennt drei Gedankenkreise, die alle als konventionelle Motive ae. Dichtung bezeichnet werden. Diese Kreise sind:

„A. Das Leben der Mühsal auf dem Meer.

B. Das Leben der Freude und seine Vergänglichkeit.

C. Paränetisch, die aus der Vergänglichkeit des Freudenlebens zu ziehenden Lehren, mit deren Ziel, das ist das unvergängliche Leben, die ewige Seligkeit, unsere Heimat."

Alle diese Gedanken sind Gemeingut der dichterischen Tradition. „Aus überlieferten Anschauungen und überlieferten formalen Mitteln setzt der Dichter sein Lied zusammen." (216). Die beiden ersten Motive findet er nach Ehrismann in seinem Vortragsrepertoire, den geistlichen Schluß aber nimmt er aus der Gnomik und der Predigt (216). Es heißt weiter bei Ehrismann: „Der Verfasser des Gedichtes, wie es im Cod. Ex. vorliegt, ist kein frei schaffender Geist, sondern ein Compilator. Weder inhaltlich noch in der Form ist der Text wirklich sein Eigentum. Er hat nur Gegebenes unter einen bestimmten Gesichtspunkt gebracht. Wenn uns doch große Schönheiten an dem Gedicht fesseln, so ist das nicht das Verdienst seines Verfassers, sondern es liegt in der Sprachgewalt und der starken Phantasie der hoch ausgebildeten epischen Kunst."

Mag auch diese Ansicht in der Formulierung etwas überspitzt erscheinen, so besteht doch kein Zweifel, daß die von Ehrismann aufgezeigten drei Hauptgedankenkreise der Dichtung in der Tat Gemeingut der ae. Poesie gewesen sind.

Was haben wir in der „Ruine" an solchem traditionellen Gut?

Der eigentliche Gegenstand der Dichtung, die verfallene Stadt, ist nicht als solches zu bezeichnen, denn es handelt sich hier offenbar um die Beschreibung einer realen Gegebenheit. Zwar wird man sicher sagen können, daß die Verheerung der Wohnsitze durch Feinde und ihre Verödung nach dem Tode der Helden Klischees der ags. Dichter gewesen sind (vgl. ‚Wanderer' 75 ff.), die Art der Behandlung ist aber hier eine ganz andere. Im „Wanderer" sind jene verödeten Hallen, die mancherorts in der Welt stehen, nichts als Symbole für die Vergänglichkeit des Menschlichen überhaupt, während in der „Ruine" die alten Bauwerke beschrieben sind, mit Angabe von Einzelheiten, die der Dichter vor Augen gehabt haben muß.

Als zweites konventionelles Motiv nennt Ehrismann „das Leben der Freude und seine Vergänglichkeit". Dieses Motiv findet sich in der „Ruine" sehr deutlich ausgeprägt. Dreimal ist in dem Gedicht von den Männern die Rede, die die Hallen einst erbaut und bewohnt hatten, immer abwechselnd mit der Schilderung gegenwärtigen Verfalls oder der Mächte, die diesen Zustand herbeiführten. Während aber die Unbeständigkeit des Glückes und des Erdenlebens überhaupt in „Wanderer" und „Seefahrer" in langen klagenden Betrachtungen geschildert werden, die einem Sprechenden, der all die Mühsale des Lebens selbst erfahren hat, in den Mund gelegt werden, fehlen in der „Ruine" solche Betrachtungen völlig.

Der Untergang wird als Tatsache festgestellt, seine selbstverständliche Ursache, der Krieg, kurz angedeutet, ebenso das frühere übermütige Leben. Diese Schilderungen sind ganz im konventionellen Stil, mit zum Teil wörtlichen Anlehnungen an ähnliche Stellen in anderen Dichtungen. Das Entscheidende aber und der wichtigste Unterschied der „Ruine" gegenüber den anderen Elegien, ist der sachliche Ton dieser Stellen, die zur lehrhaften Ausschmückung genügend Anlaß geboten hätten.

Der dritte Zug, der für die anderen Elegien charakteristisch ist, die Blickwendung zum Jenseits am Schluß, fehlt

ganz. Überhaupt zeigt das ganze Gedicht keine Spur von christlichem Gedankengut. Dennoch wird es in der Forschung von Imelmann und Heusler als geistlich bezeichnet. Mit Recht wendet sich Theodora Idelmann [40] gegen diese Auffassung: „Von einer geistlichen Einstellung in diesem Gedicht zu reden, liegt nach meiner Meinung keine Berechtigung vor." Die einzigen Begriffe, die der religiösen oder mythologischen Sphäre zuzuweisen sind, sind ‚ent' (V. 2) und ‚wyrd' (V. 2 u. 25), die beide heidnischen Ursprungs sind. Über deren Qualität wurde schon anläßlich der textkritischen Betrachtung gesprochen. Sie haben nur noch formelhaften Wert, so daß es nicht gerechtfertigt erscheint, aus ihrem Vorkommen ein volkstümliches Gepräge der Dichtung zu konstruieren, wie Idelmann [43] das tut. Man sollte den Begriff ‚volkstümlich' in solchem Zusammenhange tunlichst vermeiden, seine Dehnbarkeit gibt zu leicht zu Unklarheiten Anlaß. Hier scheint er mir ganz fehl am Ort.

Auch das Prädikat ‚lehrhaft', das Heusler (S. 140) dem Gedicht gibt, scheint mir nicht gerechtfertigt, es sei denn, daß man das Wort auf jede Komposition anwenden will, die mehr ist als nur Wortmalerei.

Einer Erklärung scheint es allerdings zu bedürfen, daß der Ton der Dichtung so ganz frei von christlichem Gedankengut ist. Dieser Umstand ist einer der merkwürdigsten an dem ganzen Fragment. War der Dichter, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, ein Geistlicher, so hat er jede christliche Anspielung unterlassen. Die Art, in der Tod und Verfall auf der einen Seite, Pracht und übermütiges Leben auf der anderen, ohne Kommentar einander gegenübergesetzt werden, kann nicht zufällig sein. Der auffallend unreligiöse Ton einer Dichtung, die so sehr das Produkt der Reflexion ist, legt den Gedanken eines bestimmten Einflusses nahe.

Der oben erwähnte objektivierende Zwang des Themas wird zu einem gewissen Grade diesen Umstand erklären. Es ist eine schwierige Frage, die besonders für die Datierung der Dichtung wichtig ist, ob der Dichter sich bewußt nur auf die Darstellung des Geschauten beschränken und eine ganz realistische Beschreibung geben wollte. Diese Möglichkeit wäre denkbar, da er von einem konkret vorhandenen Gegenstand ausging. Die Tatsache, daß er dennoch den einstigen Bewohnern der Stadt und ihrem mutmaßlichen Schicksal

[40] Th. Idelmann: Das Gefühl in den ae. Elegien. Münster 1932.

soviel Raum widmet, könnte ihre Erklärung darin finden, daß der Zwang zur realistischen Beschreibung, die dem Thema innewohnt, nicht stark genug war, um der epischen Tradition zu widerstehen. Die Wirkung der Tradition mochte durch die persönliche Gefühlsanteilnahme bestärkt werden, die in der Darstellung ganz deutlich spürbar ist. Allerdings bleibt die Frage bestehen, weshalb das religiöse Element keinen Ausdruck findet. In diesem Zusammenhang ist die Möglichkeit eines anderen Einflusses zu erwägen, des fatalistischen Zuges, der der germanischen Dichtung, selbst der christlichen Epoche, selten ganz fehlt.

Zwar wurde an anderer Stelle dargelegt, daß das Wort „Wyrd" in dem vorliegenden Zusammenhang nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung in vollem Umfang hat. An ein personifiziertes Fatum ist hier nicht zu denken. Wohl aber ist mit einer gewissen fatalistischen Bedeutung des Wortes für die Dichtung über das rein Klischeehafte hinaus zu rechnen.

Gustav Ehrismann handelt in dem oben zitierten Aufsatz ausführlich über das Fortleben des germanischen Wyrd in christlicher Zeit. Ohne in allen Ehrismanns sehr extremer Formulierung zu folgen, die für die christliche Dichtung einen sehr scharfen Dualismus zwischen Gott und Wyrd annimmt, wird man insoweit mit ihm übereinstimmen, daß sehr beträchtliche Reste des heidnischen Schicksalsglaubens noch lange nach der Bekehrung fortlebten. Ehrismann charakterisiert diesen Glauben als typisch für die Übergangsstufe vom Heidentum zum Christentum. Alle anderen religiös-mythischen Begriffe konnten durch Christliches ersetzt werden, nur der Glaube an die Wyrd war zu tief gewurzelt, um ohne weiteres verdrängt zu werden. „Es mußte also in diesem Punkt eine Vermittlung zwischen Heidentum und Christentum stattfinden, und sie geschah auf einfache Weise dadurch, daß die verderbliche Wyrd dem guten Gotte untergeordnet und ihr die Wirkung dessen zugeschrieben wurde, was man als Übel empfand." (238).

In diesem Sinne vielleicht, oder gar noch schwächer, einfach als ein Geschehen, das man nicht verstand, aber hinnahm, weil es mächtiger war als der Mensch, ist „Wyrd" zu verstehen, nicht mehr als Urheber eines Geschehens, sondern als das Geschehen selbst. So ist auch wohl der Tenor der „Ruine" zu verstehen. Die Vorstellung eines solchen

Wirkens mußte bei der Betrachtung des Verfalls so stolzer Werke doppelt lebendig werden und konnte sehr leicht das spezifisch Christliche ausschließen. Was sollte auch der Gedanke des Trostes im Jenseits, wie er in anderen Elegien, die ein Einzelschicksal zum Gegenstand haben, zum Ausdruck kommt bei der Betrachtung dieser Trümmer, die an den Untergang einer ganzen Welt gemahnten! Der Gedanke, daß es sich um den Untergang einer heidnischen Welt handelte, mag dabei ebenfalls eine Rolle gespielt haben.

Zusammenfassend wird man als Ergebnis dieses Kapitels sagen können:

Die „Ruine" ist zu den Elegien zu zählen; die Punkte, in denen sie sich von den anderen Elegien unterscheidet, liegen im Thema begründet. Die Dichtung ist angeregt durch die Betrachtung einer konkreten Begebenheit und nicht aus der weltverneinenden Lebensanschauung im allgemeinen, die einem Sprecher in den Mund gelegt wird, wie das bei den anderen Elegien der Fall ist.

Die „Ruine" ist nicht als geistlich oder lehrhaft zu bezeichnen. Das Fehlen jedes moralisierenden oder didaktischen Zuges kann seine Erklärung finden in dem objektivierenden Zwang des konkreten Themas und in dem fatalistischen Zug, der der Dichtung innewohnt.

Zu Stil und Wortschatz.

In dem zweiten Teil seines Einleitungskapitels, das „Innere und äußere Technik" überschrieben ist, handelt Sieper von dem Unterschied zwischen lyrischem und epischem Stil und lyrischem Stil überhaupt. Das bewegte, an äußerer Handlung reiche Epos hat naturgemäß ganz andere Voraussetzungen des metrischen Stils als die Lyrik, deren Charakteristikum einzelne in sich geschlossene Empfindungen und Stimmungsbilder sind.

Die ae. Lyrik zeigt Ansätze zur Strophenbildung als natürliche Konsequenz der inneren Komposition; bei der „Ruine" zeigt sich diese Entwicklung nicht. Die einzelnen gedanklich zusammengehörigen Einheiten sind in metrisch-syntaktische Gebilde zusammengefaßt, die keiner Regel als der der allitterierenden Langzeile unterworfen sind und eine beliebige Zahl von Versen oder Halbversen umfassen. Der innere Aufbau ist ebensowenig einer starren äußeren Glie-

derung unterworfen. Wir finden in den ae. Elegien kein festes Schema, wie es etwa das Sonett bei allen seinen Variationsmöglichkeiten aufweist. Die immer wieder abgewandelten Gegensätze zwischen Einst und Jetzt werden in der „Ruine" in zwangloser Folge aufgenommen und gehen ineinander über. Sehr treffend und klar ist diese Eigentümlichkeit des ae. Stils von Ehrismann im Zusammenhang mit dem „Seefahrer" formuliert worden: „Das Gedicht besteht aus drei Gedankenkreisen, die nicht in sich abgeschlossen sind, sondern einer Eigentümlichkeit des ae. Stils entsprechend, sich durchschlingen" (213).

Was ist nun für den Stil dieser Dichtungen typisch, und in wie weit finden wir diese typischen Züge in der „Ruine" ausgeprägt?

Sieper führt aus (S. 33), daß die epische Dichtung die Tendenz zeigt, „die durch Allitteration gebundenen Vers-Langzeilen zu brechen, d. h. die logischen Einschnitte in die Mitte der Verse zu legen". Die lyrische Dichtung dagegen wolle „durch stärkere Betonung der rhythmischen Einheiten, durch Reim und andere musikalische Mittel auf die Stimmung wirken. Wir dürfen deshalb von vorneherein erwarten, daß in den Elegien die metrischen und logischen Einheiten viel häufiger zusammenfallen, als es in der epischen Dichtung der Fall ist."

Man wird im allgemeinen Sieper darin folgen können. Für die „Ruine" sind jedoch einige Modifikationeen des Gesagten erforderlich, wie sich denn gerade auch bei der Betrachtung des Stils die Ausnahmestellung der „Ruine", von der Sieper in anderem Zusammenhang spricht, sehr deutlich zeigt.

Was zunächst den „Reim und andere musikalische Mittel" angeht, so zeigt sich hier wiederum eine Eigentümlichkeit unseres Fragments. Zur Allitteration, dem typischen Merkmal aller altgermanischen Poesie, kommt die sorgfältige Abstimmung der einzelnen Vokale aufeinander. Diese Assonanz der Vokale wird bisweilen zum Binnenreim gesteigert, z. B.: 2 a) burgstede burston, 4 b) hrim on lime, 31 b) hryre wong gecrong, 39 b) weall eall befeng u. s. w. Durch diese Verbindung von Allitteration mit Assonanz erhält der Vers einen schweren, volltönenden Klang; die gleichklingenden Vokale geben ihm eine Rundung, die dem gewöhnlichen Allitterationsvers nicht eignet. So ist der Dichtung ein ungemein lebendiger und getragener Ton eigen, der in hohem Maße zu

ihrer Wirkung beiträgt. Bemerkenswert ist, daß der Assonanz zuliebe der Ausdruck nicht gepreßt oder gekünstelt erscheint. Der einzige Fall, der hierzu eine Ausnahme bilden könnte, ist hryre wong gecrong (32 b). Der ungewöhnliche Gebrauch von cringan ist, wie an anderer Stelle bemerkt, vielleicht auf den Reimzwang zurückzuführen.

S. 34—37 sucht Sieper dem Verhältnis von Satz und Vers näher zu kommen. Das für den vorliegenden Zusammenhang wichtigste Ergebnis ist die ins Auge springende Fülle von selbständigen Vershälften. Sieper bemerkt dazu: „Diejenigen (Vers-) Gruppen, deren Anfang und Schluß in die Mitte der Langzeile fallen, die also am stärksten in das Gefüge der Langzeile eingreifen, zeigen sich zahlreicher nur in wenigen Fällen — es handelt sich dabei meist um Stellen beschreibender Natur. Diese Stellen zeigen eine deutliche Tendenz zur Verselbständigung der Kurzzeile" (37).

Die Beobachtung, daß solche Vershälften beschreibender Natur sind, scheint richtig zu sein. Sieper zählt in der „Ruine" 15 solche Halbverse. Die Erklärung hierfür ist zweifellos im Thema zu suchen. Die konkrete, oft fast berichtartige Beschreibung begünstigt eine solche Bevorzugung der kleinsten metrischen Einheiten, und das Bild des Geschauten zu zeichnen und eine Einzelheit neben die andere zu setzen. Daß wir es hier mit einer ganz bewußten Technik zu tun haben, zeigt ein Vergleich der Stellen, die die Ruinen zum Gegenstand haben, mit den Versen, die das Leben der alten Bewohner wachrufen:

Vers 1—2:

Wrætlic is þ(æ)s wealstan wyrde gebræcon
burgstede burston brosnaþ enta geweorc

oder 26:

crungon walo wide, cwoman woldagas.

Im letzten Fall haben wir zwar keine Beschreibung der Ruinen, aber die berichtmäßige Schilderung einer mutmaßlichen Begebenheit. Es ist der knappe Stil der Chronik eher als der der Lyrik.

Man vergleiche dagegen 33 b)—38:

. . . þær iu beorn monig
glædmod ond goldbeorht, gleoma gefrætwed
wlonc ond wingal wighyrstum scan;
seah on sinc, on sylfor, on searogimmas,
on ead, on æht, on eorcanstan,
on þas beorhtan burg bradan rices.

Diese Verse zeigen die entgegengesetzte Tendenz. Prunkend und getragen schreiten sie dahin. Der Fluß ist durch nichts unterbrochen. An Stelle des Zeilen- oder gar Halbzeilenstils der beiden andern zitierten Stellen mit dem spröden Nebeneinander ganz verschiedener Gedankengänge, haben wir hier denselben Gedanken durch mehrere Verse, immer variiert und immer wieder aufgenommen wie ein verschlungenes Ornament.

Der Kontrast zwischen den angeführten Stellen ist zu stark, als daß er zufällig sein könnte. Die Verse 33 b—38 entsprechen ganz der Tradition. Sie lassen die ungewöhnliche, für die betrachtete Dichtung charakteristische Knappheit der anderen sie umgebenden Partien umso stärker hervortreten. Eng verbunden mit der Frage der eigentümlichen Verstechnik ist die der Sprache des Gedichts. Der Wortschatz ist im wesentlichen der der anderen ae. Dichtungen. Lediglich dort, wo Verhältnisse geschildert werden, für die die konventionelle Dichtersprache nicht ausreicht, begegnet man Bildungen, die sonst nicht vorkommen. So erklärt es sich, daß andererorts nicht belegte Ausdrücke sich in den Partien der Dichtung finden, die die architektonische Beschreibung zum Gegenstand haben, so etwa 21 wealwala, 31 teaforgeapa, 33 hrostbeag, 45 hringmere. Über den Sinngehalt dieser Worte ist an anderer Stelle der Arbeit gehandelt worden.

In dem oben zitierten Kapitel „Innere und äußere Technik" führt Sieper aus, daß die Epik weit größeren Raum für Variationen des Ausdrucks biete als die Lyrik. Schilderungen von Kampf, Gelage und Meerfahrt, „begünstigen eine starke, augenfällige Darstellung. Die einzelnen Erscheinungen werden durch inhaltschwere, sinnliche, faßbare Umschreibungen (Kenningar) bezeichnet" (4). Die Wiederaufnahme des gleichen Begriffes durch synonyme Worte oder Wortbildungen führt zum Parallelenstil. Für die Lyrik trifft dies nach Sieper nur in beschränktem Maß zu, da Ich-Form und abstrakter Inhalt dieser Technik wenig Raum bieten. „Nur wo heroische Motive gestreift oder mehr äußerliche, sichtbare Verhältnisse geschildert werden, begegnet uns diese Eigentümlichkeit des epischen Stils auch in den Elegien . . ." (Sieper, S. 46). Aus dem geringen Gebrauch der Kenningar erklärt Sieper die Seltenheit des Stilmittels der Variation in der Lyrik. Es scheint hier eine Unklarheit der Begriffe zu

herrschen, denn die Variation ist nicht ausschließlich an den Gebrauch dieser Umschreibungsform gebunden. Verweist doch Sieper selber auf zwei Stellen in der „Ruine" (22—30 a und 30 b—38), deren Wirkung auf der Variation beruht, bei denen man aber nicht von Kenningar reden kann, mit Ausnahme vielleicht von ‚teaforgeapa' (31) und ‚hrostbeag' (32) oder der sehr unklaren Bildung ‚horngestreon' in Vers 23. Dieselbe Stelle (36—38), die hier als Beispiel für die Wirkung der Variation angeführt wird, findet sich an anderer Stelle wieder als Beleg für eine andere Technik. S. 46 heißt es bei Sieper: „Gewissermaßen als Ersatz für die mangelnde Fülle der Variation findet sich in den Elegien ein anderes — allerdings im Grunde wesensähnliches Stilmittel: die Häufung begriffsähnlicher Beziehungen." Ähnlich wie die Kenningar fehlt dieses für die Lyrik als typisch bezeichnete Kunstmittel in der „Ruine" fast ganz. Die Stelle, die Sieper zitiert (36 bis 38), ein sehr schönes Beispiel, ist tatsächlich die einzige der Dichtung:

seah on sinc on sylfor on searogimmas
on ead on aeht on eorcanstan
on þas beorhtan burg bradan rices.

Eine Prüfung des Textes zeigt, daß der Dichter unter Verzicht auf solche Kunstmittel das geschildert hat, was sich dem Beschauer darbot. Die oben erwähnte Tendenz zur Verselbständigung des Halbverses nötigt zu einer ungewöhnlichen Knappheit des Ausdrucks. Die realistische Darstellung, die mit der Beschreibung von tatsächlich Geschautem notwendig verbunden ist, wird nicht durch die minutiöse Katalogisierung von Einzelheiten erreicht. Dem Dichter war die Gabe eigen, mit wenigen starken Strichen Bilder von größter Lebendigkeit zu zeichnen. So z. B. in Vers 3—5, wo der große Ruinenkomplex vor uns sichtbar wird mit verfallenen Dächern und Türmen, die längst ihrer Tore beraubt sind, mit reifbedeckten, zerschlissenen Mauern. Kein Wort ist zuviel in diesen drei Zeilen. Vollendet wird das Bild aber erst durch den folgenden Halbvers, der diesen Verfall erklärt: aeldo undereotone, von Alter untergraben. Ähnlich in der Beherrschtheit ist die Beschreibung des Untergangs der Stadt und ihrer Bewohner (26 ff.):

crungon walo wide, cwoman woldagas,
swylt eall fornom secgrof wera,
wurdon hyra wigsteal westen staþolas,
brosnade burgsteall.

Aussage steht hier neben Aussage, fast ohne jedes schmückende Beiwort. Das attributive Adjektiv findet in dem ganzen Gedicht nur spärliche Verwendung. Auch hier fordert der Halbvers als geschlossene syntaktische Einheit die Beschränkung im Gebrauch solcher nur ergänzender Wörter auf ein Minimum.

Dennoch ist das Fragment alles andere als ein nüchterner Bericht; es ist das Werk eines Dichters von geradezu raffiniertem Formengefühl. Seine Wirkung beruht auf der Wahl der Worte und dem Gebrauch des Binnenreims, der dem Vers sein besonderes Gepräge verleiht. Selbst die Partien der Dichtung, die der Tradition am meisten konform sind, die bereits zitierten Verse 33 b—38 mit ihrer Schilderung der Helden, die ehemals diese Ruinen bewohnten, und der Pracht, die sich ihren Augen darbot, halten den Vergleich mit jeder ähnlichen Stelle ae. Dichtung aus. In ihnen haben wir die Technik der Begriffshäufung in vollendeter Auswirkung. Die hämmernde Wiederholung fast synonymer Begriffe läßt Stück um Stück und Zug um Zug das ganze laute Kriegerleben in der prächtigen Halle lebendig werden. Man wird Pons Recht geben, wenn er sagt: „Ce tableau du bourg en ruines révèle un art très raffiné, une technique poétique remarquable . . . [41]"

Zur Datierung.

Eine der schwierigsten Fragen im Zusammenhang der vorliegenden Betrachtung ist die nach der zeitlichen Einordnung der Dichtung.

Auf die vielerörterte Frage der Zuverlässigkeit unserer Datierungskriterien braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, da sie für die „Ruine" fast ganz versagen. So hat Richter als Anhaltspunkt nur einen Beleg für silbenbildenden Nasal, noch dazu in einem Wort, das nur zweisilbig belegt ist (28 b westen stapolas). Die einzelnen Datierungsversuche sollen zunächst in chronologischer Reihe aufgeführt und besprochen werden.

Richter [42] (S. 101) nimmt als Entstehungszeit der „Ruine" die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts an. Sie gehört zu den Gedichten, für welche nur spärliches Beweismaterial vor-

[41] a. a. O. 47.

[42] Richter, C.: Chronolog. Studien z. Ags. Lit. Morsbachs Studien XXXIII, Halle 1910.

liegt. „Ihre Einreihung in die gesamte Reihenfolge ist daher ziemlich problematisch, natürlich mit Ausnahme der aus anderen Gründen sicher datierbaren Gedichte bes. der Annalistengedichte." Da Richter bei seiner Datierung keine anderen Kriterien als die sprachlichen heranzieht, so scheint mir das Material viel zu spärlich, um selbst mit größtem Vorbehalt einen Schluß zu rechtfertigen.

Zu einem sehr frühen terminus a quo gelangt Stopford Brooke *(Early Engl. Lit. p. 153)*. Seine Datierung ist kaum mehr als eine poetische Fantasie. Er schreibt, nachdem er von der Gründung eines Klosters Bath im Jahre 676 durch Osric, König der Hwiccas berichtet hat, das den Kern einer Stadt bildete, welche um 787 unter Ossa Bedeutung erlangte: „Some Scop during those years between 676 and 781, coming in a chieftain's train to visit the place or some monk of the monastery, wandering among the ruins on a winter evening ... made those verses ..."

Der Ansatz 676 ist wohl zu früh. Vor dem 8. Jahrhundert frühestens wird man von einer möglichen Entstehungszeit nicht reden können. Der Gedanke, daß die Dichtung mit dem Kloster, das in der Nähe der alten römischen Stadt lag, in Verbindung zu bringen sei, liegt aber nahe. Mehr als eine Vermutung ist allerdings nicht möglich. Hinzu kommt, daß es zunächst ein Frauenkloster war, das hier stand. Der Schenkungsbrief, der in Birchs Cartularium Saxonicum abgedruckt ist, S. 69, spricht von einer Äbtissin Bertana, welcher Land gegeben wird, „ad construendum monasterium sanctarum virginum". Man müßte also entweder annehmen, daß das Gedicht von einer Frau verfaßt wurde, oder von einem zufällig dort weilenden Gast.

Über die späteren Schicksale des Klosters gibt die mir zugängliche Literatur keine nähere Auskunft. *Enc. Brit.*, Stichwort Bath bemerkt lediglich, daß das Kloster „was transferred for a time to a body of secular canons, and from about 970 to the dissolution, to Benedictine monks". Ob in dieser Zeit bis spätestens das Jahr 1000 der Verfasser der Dichtung zu suchen ist, bleibt müßige Vermutung.

Sieper äußert sich zur Datierung: „Zweifellos hatten die Ags. des 8. Jahrhunderts — diese Zeit kommt für die Entstehung unseres Gedichts in Frage — fortwährend das Bild einer trostlosen Trümmerstätte vor Augen." (S. 230). Begründet wird dieser Ansatz nicht.

Kershaw (S. 4) bemerkt: „The resemblances pointed out above between the ‚Wanderer' and ‚Beowulf' favour the view that the former was composed during the earlier part of the A. S. period. Indeed this is commonly held to the case with all the poems which we have been discussing." Dazu gehört die „Ruine", S. 53 heißt es in einer Anmerkung: „The absence of any reference to the abbey . . . would seem rather to suggest that the poem was composed before its foundation; but it would be hazardous to lay much weight on this inference." Man wird, wie mir scheint, gut tun, dieser Kombination überhaupt kein Gewicht beizulegen. Es bestand keinerlei Notwendigkeit für den Dichter, das Kloster zu erwähnen.

Imelmann sagt: „Wir haben Anlaß, das Fragment nicht der frühaltenglischen Epoche zuzuweisen" (S. 264). Er hält es aber für älter als den „Wanderer", dessen Bearbeiter die „Ruine" ausgeschrieben habe. Demnach wäre etwa 800 als terminus ad quem für die Entstehungszeit der „Ruine" anzusetzen. Ich habe mich nicht von der Notwendigkeit dieser Schlußfolgerung überzeugen können, da mir nicht festzustehen scheint, daß die „Ruine" älter ist als der „Wanderer" und von dessen Verfasser geplündert wurde. Die Übereinstimmungen, die unleugbar groß sind, könnten sehr wohl aus der Ähnlichkeit der Situation zu erklären sein, wie Brandl bemerkt. Brandl selbst gibt in seiner kurzen Notiz in Herrigs Archiv 139, S. 84, eine andere Erklärung für die Ähnlichkeit zwischen den beiden Dichtungen die an früherer Stelle dieser Arbeit besprochene Vermutung, daß Venantius Fortunatus „De Excidio Thoringiae" die gemeinsame Quelle für beide ae. Gedichte sei. Im Verfolg dieser Idee gerät Brandl, wie es scheint, in Widerspruch zu seiner eigenen, in der *„Altenglischen Literaturgeschichte"* vorgebrachten Meinung, in der er die Zeit Cynewulfs als terminus ad quem ansetzt. Diese Datierung beruht auf dem Artikelverhältnis: „Artikel vor schw. adj. und subst. fehlt 38, 40, 41 steht 25, steht 38" (S. 987). Die Archivnotiz kommt zu anderen Resultaten. Sie wird hier noch einmal gegeben. Nachdem er von der Übereinstimmung beider ae. Dichtungen mit der lat. des Franken gesprochen hat, fährt Brandl fort: „Beigefügt hat der englische Dichter die Spezialangaben über Bath in der „Ruine" und die Klage über die Zerstörung im ganzen middangeard, womit der „Wanderer" wohl auf den Sturz der Angelreiche um 870 anspielt.

„... da der Dichter des Originals ein Geistlicher war, dürfte auch der ags. Nachahmer diesem Stand angehört haben." Das kann nur bedeuten, daß Brandl für beide Gedichte denselben Verfasser annimmt, den er aber in eine Zeit rückt, die nicht vor dem Ende des 9. Jahrhunderts liegen kann. Wie stimmt aber sein eigener, auf grammatischen Kriterien beruhender Ansatz in vorcynewulfischer oder cynewulfischer Zeit dazu? Und wie ist es um die Tauglichkeit solcher Kriterien überhaupt bestellt, wenn andere Erwägungen die mit ihrer Hilfe erzielten Ergebnisse so leicht negieren können?

Es wurde an anderer Stelle die Meinung ausgesprochen, daß Brandls Argumente, die einer Abhängigkeit der „Ruine" von Venantius Fortunatus das Wort reden, nicht schlüssig seien. Daraus folgt von selbst, daß die Datierung unseres Fragments um 900 nicht als erwiesen erachtet werden kann.

Schücking weist die „Ruine", entsprechend seiner Chronologie der ae. Literatur überhaupt, in erheblich spätere Zeit als alle anderen Forscher, nämlich in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts. Anlaß dazu geben ihm „der häufige Gebrauch des Binnenreims wie der auffällig ausgeprägte Realismus der sorgfältigen Einzelschilderung".

Die Übersicht zeigt, wie unsicher die Ergebnisse der Datierungsversuche des Fragments sind und angesichts der spärlichen Anhaltspunkte sein müssen. Was läßt sich danach zur zeitlichen Einreihung sagen?

Da die gewöhnlichen Kriterien uns ganz im Stich lassen, wird man, soviel ich sehe, höchstens diese oder jene Vermutung über das Alter der Dichtung äußern können, ohne dafür auch nur annähernd den Grad von hoher Wahrscheinlichkeit zu erreichen, die etwa Morsbachs Beowulfdatierung für sich hat.

Von den besprochenen Datierungsversuchen sind es die von Brandl, Schücking und Imelmann, die das Gedicht der späteren oder späten Zeit der ae. Entwicklung zuweisen. Schücking geht dabei von einer ästhetisch-kritischen Wertung der Dichtung aus. Er betrachtet sie als Spiegelbild der Kultur der Epoche, in der sie entstanden ist, und kommt so zu dem oben zitierten, sehr späten Ansatz.

Gegen die von Schücking gegebene Begründung seiner Ansicht sind einige Bedenken zur Erwägung zu stellen.

Wenn Schücking sagt, daß neben dem häufigen Gebrauch des Binnenreims „der auffällig ausgeprägte Realismus der sorgfältigen Einzelschilderung" das Gedicht einer späteren Entstehungszeit zuweist, so muß man fragen, ob in der Tat realistische Darstellung ein untrügliches Zeichen für späte Entstehungszeit sei. Imelmann (S. 264) weist darauf hin, daß realistische Beobachtungen den Ags. von Anfang an gelungen seien, so Aldhelm, Beda u. a. Sehr gewichtig ist ebenfalls die Feststellung, daß aus der Spätantike zahlreiche Ruinenklagen auf die berühmten Stätten des Altertums vorgelegen haben müssen, die den ae. Dichter beeinflussen konnten.

Diese Erwägungen müssen mit denen Schückings berücksichtigt werden. Sie zeigen, daß auch hier nur Vermutungen möglich sind, denen oft gegenteilige an die Seite gesetzt werden können. Nicht richtig beobachtet scheint es, wenn Schücking in seiner Darstellung der ae. Literatur in Walzels Handbuch S. 5 ausführt, in der „Ruine" komme ein Lebensideal zum Ausdruck, das sich von dem kriegerischen unterscheide. Es heißt da: „Gewiß bleibt auch der Königshof die Hauptpflegestätte der Kunst die ganze Zeit hindurch, aber die geistige Atmosphäre an ihm wechselt . . . Es ist bezeichnend, wenn z. B. . . . das Gedicht von der „Ruine" ein geradezu technisches Interesse an der betrachteten Baukunst atmet. Das Kulturideal erobert sich langsam eine Stelle neben dem kriegerischen." Die These, daß sich das Kulturideal im Laufe der ae. Entwicklung änderte, soll hier nicht bestritten werden. Die „Ruine" für diesen Wandel als Beweis heranzuziehen, scheint mir aber nicht geboten. Ich halte das Interesse des Dichters an den römischen Bauanlagen, selbst da, wo sehr viele Einzelheiten gegeben werden, nicht für technisch oder gar für antiquarisch-archäologisch, wie Schücking (Handbuch S. 7) andeutet. Hier ist es vielmehr das Große und Fremdartige, das mit Staunen und Bewunderung geschildert wird. Die alten Bäder sind ‚enta geweorc' (V. 2) wie im Beowulf die Drachenhöhle (2717) und der Hort (2774). Ihre Beschreibung ist auch hier der Gesamtkomposition untergeordnet. Je genauer die einstigen Herrlichkeiten geschildert werden, umso stärker tritt der gegenwärtige Verfall in Kontrast dazu. Bezeichnend ist, daß die Stellen, die am meisten von ‚technischem Interesse' zeugen, d. h. die, die am genauesten beschreiben, das Praeteritum haben, sie schildern sehr genau, wie es einmal war.

Bei der Beschreibung der jetzigen Trümmer, die gewiß noch allerlei technischer Detailschilderung Stoff geboten hätten, begnügt sich der Dichter damit, einen allgemeinen, wenn auch sehr lebhaften Eindruck von dem Verfall zu geben.

Es scheint also gerechtfertigt anzunehmen, daß auch die technische Schilderung nicht Selbst- oder Hauptzweck ist, sondern als Mittel der Kontrastwirkung der Gesamtkomposition dient. Was schließlich den Wandel des Lebensideals vom kriegerischen zum Kulturideal angeht, so ist dazu zu bemerken, daß der Dichter, wenn er das Leben schildert, das einst in den verödeten Trümmern herrschte, nichts anderes kennt als die Sphäre der altgermanischen Königshalle, die in den wenigen Zeilen von 33 b—39 so deutlich und lebensvoll beschworen ist, wie nur je in altgermanischer Dichtung.

Auch diese Betrachtung zeigt, daß sich gegen Schückings Begründung einer späteren Datierung Gründe ins Feld führen lassen, die seinen Argumenten ihre Schlüssigkeit nehmen können.

Trotz der frühen Datierung von Brandl, Richter, Sieper und Kershaw ist die Dichtung dennoch wahrscheinlich der späteren Zeit ae. Dichtung zuzuweisen. Anlaß zu dieser Annahme geben die Reife der Komposition mit ihrer wirkungsvollen Kontrastierung von Einst und Jetzt, ihrem Verzicht auf Nutzanwendung oder Lehre, das auf einen gewissen Abstand von dem didaktisch-erbaulichen Bedürfnis der Frühzeit ags. Christentums schließen läßt, ferner die äußere Technik: die ungemeine Prägnanz des Ausdrucks, der bald wie in 26 ff., bei der Beschreibung des Untergangs der Stadt, die Wortkargheit eines Tatsachenberichts erreicht, ohne im geringsten die Eindringlichkeit zu verlieren, bald, wie in 33 b—38 mit Wiederholungen und Begriffshäufungen ein glanzvolles Bild des Lebens in der Königshalle malt. Dichtung, die den „Wandel eines stolzen Einst zu trübem Jetzt" (Imelmann) zum Gegenstand hat, entsteht, abgesehen von Zeiten der Ruinenromantik, dann, wenn die äußeren Verhältnisse dazu angetan sind, in Zeiten des Unglücks, die auf eine Periode der Blüte folgen. So entstanden die Klagen auf den Sturz der großen Städte und Reiche der Antike, auf Karthago und Troja. Eine solche Zeit des politischen Niedergangs war für England das ausgehende 9. Jahrhundert, da die Däneneinfälle das Land verheerten und

die Blüte der einheimischen Kultur bedrohten. In solcher Zeit könnte sehr leicht ein Gedicht wie das vorliegende entstanden sein. So hat Brandls Vermutung, „Ruine" und „Wanderer" seien um diese Zeit geschrieben worden und zu ihren politischen Ereignissen in Beziehung zu setzen, eine gewisse Wahrscheinlichkeit, wenn auch seine Annahme einer gemeinsamen kontinentalen Quelle nicht erwiesen erscheint. Freilich hat die zerstörte Römerstadt mit jenen Ereignissen nichts zu tun, ihr Anblick mochte lediglich der Stimmung des Dichters konform sein.

Wenn man hier einen Zusammenhang sehen will, so hätte man etwa das Jahr 871 als terminus a quo anzusetzen; denn 871 drangen die Dänen in das Gebiet der Westsachsen ein und lieferten den Engländern sechs Schlachten, von denen sie vier gewannen. In den darauffolgenden Jahren bis 878 war Alfred hart bedrängt, seine Herrschaft zu behaupten. In diesen Unglücksjahren konnte ein Gedicht wie die „Ruine", das den Untergang der Helden und den Verfall einstiger Größe zum Gegenstand hatte, sehr wohl die allgemeine Stimmung ausdrücken.

Mehr als eine Vermutung ist allerdings auch dieser Ansatz nicht, und man fühlt sich am Schluß einer solchen Betrachtung versucht, der für den Philologen ketzerischen Bemerkung beizupflichten, mit der Kershaw das Datierungsproblem beschließt: „But after all it is a question of minor importance whether the poem originated in the 7th, 8th, or 9th century. The really interesting question is how such a peculiar type of composition came into existence." Zwar ist die Frage, die Kershaw hier stellt, von der nach der Entstehungszeit nicht zu trennen, es kommt aber in der Hauptsache darauf an, die Epoche in etwa zu bestimmen, und daß das Gedicht in die Spätzeit der ae. Überlieferung gehört, halte ich für ziemlich wahrscheinlich.

Literaturverzeichnis

Birch: Cartularium Saxonicum. London 1885.

Bosworth, J. & Toller, T. N.: An Anglo-Saxon Dictionary. Oxfort 1882. Suppl. 1921.

Brandl, Alois: Englische Literatur. In Pauls Grdr. 2. Aufl. Straßburg 1901—09.

— Venantius Fortunatus und die ags. Elegien ‚Wanderer' und ‚Ruine'. Herrigs Archiv, Bd. 139.

Brooke, Stopford A.: The History of Early English Literature. London 1892.

Bülbring, K. D.: Altenglisches Elementarbuch. Heidelberg 1901.

Chapters on the Exeter Book. By R. W. Chambers, Max Förster, Robin Flower. London 1933.

Ehrismann, Gust.: Religionsgeschichtliche Beiträge zum germanischen Frühchristentum. PBB. XXXV.

Encyclopaedia Britannica. Stichwort Bath.

Förster, M.: Besprechung von Ehrismanns ahd. Litgesch. in Anglia Bbl. XXXIV. S. 97 ff.

Gildas: De Excidio et Conquestu Britanniae. Ed. Mommsen. Berlin 1898.

Grein, C. W. M.: Sprachschatz der ags. Dichter. Neu hrsg. von J. J. Köhler. Heidelberg 1912.

Grein-Wülcker: Bibliothek der ags. Poesie. Kassel 1883.

Hanscom, E. D.: The Feeling for Nature in Old English Poetry J. E. G. Ph., Bd. V.

Heusler, Andr.: Altgermanische Dichtung. Potsdam.

Hicketier: Klage der Frau, Botschaft des Gemahls und Ruine. Anglia XI, S. 366 ff.

Hoops, Joh.: Ae. ‚geap', ‚horngeap', ‚saegeap'. ESt., Bd. 64.

Hope, W. H. St. John: Roman Excavations at Silchester. Archaeologia LX.

Idelmann, Theodora: Das Gefühl in den ae. Elegien. D. Münster 1932.

Imelmann, Rudolf: Forschungen zur ae. Poesie. Berlin 1920.

Jente: Die mythologischen Ausdrücke im ae. Wortschatz. Angl. Forschgn., Heft 56.

Kershaw, N.: Anglo-Saxon and Norse Poems. Cambridge 1921.

Kirkland, J. H.: A Passage in the Anglo-Saxon Poem ‚The Ruin' Critically Discussed. A. J. o. Ph. VII.

Kluge, Friedrich: Ags. Lesebuch. Halle 1902.

Leo, Heinrich: Carmen Anglosaxonicum . . . quod vulgo inscribitur Ruinae. Halle 1865.

Luick, Karl: Historische Grammatik der engl. Sprache I. Leipzig 1921.

Mackie, W. S.: The Exeter Book, Part II., ed. by E. E. T. S. London 1934.

Nennius: Historia Brittonum. Ed. Mommsen, Chronica Minora. Berlin 1898.

Pons, Emile: Le Thème et le Sentiment de la Nature dans la Poésie Anglo-Saxonne. Straßburg 1925.

Richter, C.: Chronolog. Studien zur ags. Literatur. Morsbachs Studien XXXIII. Halle 1910.

Schücking, L. L.: Kleines angelsächs. Dichterbuch. Cöthen, 1919.

— in Hecht-Schücking: Die englische Literatur im Mittelalter. Potsdam 1927.

Sieper, Ernst: Die altenglische Elegie. Straßburg 1915.

Sievers, Eduard: Angelsächsische Grammatik. Halle 1898.

Thorpe, Benj.: Codex Exoniensis. London 1842.

Wheeler, R. E. M.: Notes on Building-construction in Roman Britain. Journal of Roman Studies, 1932.

Wolff, Alfred: Die Bezeichnungen für Schicksal in der ags. Dichtersprache. Diss. Breslau 1919.

Wright, Jos.: Old English Grammar. Oxfort 1908.

Wülcker, R. P.: Grundriß der ags. Litteratur. Leipzig 1885.

Lebenslauf

Am 17. Dezember 1909 wurde ich zu Keswick in England geboren. Von Michaelis 1915 bis Weihnachten 1919 besuchte ich die Grammar School meiner Heimatstadt. Nach der Übersiedlung meiner Eltern nach Frankfurt am Main im Frühjahr 1920 ging ich in dieser Stadt zur Schule und bestand Ostern 1929 an der Klinger-Oberralschule die Reifeprüfung. Vom Sommersemester 1929 bis zum Wintersemester 1934/35 war ich an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität immatrikuliert und studierte Englisch, Deutsch und Geschichte. Die Anregung zu der vorliegenden Arbeit ging von Rudolf Imelmann aus.

Allen meinen Lehrern bin ich für mannigfache Förderung zu großem Dank verpflichtet.

Julius Nenninger.